

Die Institutionalisierung virtueller Räume am Beispiel von
Bürgerbeteiligungen im Internet –
eine raumsoziologische Betrachtung

An der Technischen Universität Darmstadt vom
Fachbereich Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften zur Erlangung
eines Grades des Doktors phil.
genehmigte Dissertation

vorgelegt von
Cornelia Becker, Dipl.-Soziologin

Gutachter: Prof.Dr. Martina Löw
Zweitgutachter: Prof.Dr. Peter Seeger
Drittgutachter: Prof.Dr. Rudi Schmiede

Tag der Einreichung: 31.05.05
Tag der mündlichen Prüfung: 23.02.06

Darmstadt 2006
D 17

Zusammenfassung:

Cornelia Beckers Dissertation hat schwerpunktmäßig den Gebrauch, die Funktionen und die Dimensionen des Raumbegriffs in den virtuellen Welten des Cyberspace zum Gegenstand, d.h. vor allem eine raumsoziologische Studie mit ausgeprägter theoretischer Orientierung. Die empirische Seite der Untersuchung besteht aus zwei Fallstudien – basierend zum einen auf Leitfadenterviews mit Beteiligten eines Bürgerforums zur Planung des Berliner Alexanderplatzes, zum anderen auf einer Befragung von Darmstädter Studierenden zu ihren Erfahrungen mit dem Internet-Spiel Silberland –, die eher exemplarischen und heuristischen bzw. bestätigenden Charakter haben und die theoretische Analyse vertiefen. Das Kapitel zu Bürgerbeteiligung und Internet zielt im Wesentlichen darauf ab, den insgesamt unbefriedigenden Stand der Nutzerforschung zum Internet und insbesondere den wenig theoretisch durchdachten Begriffsgebrauch deutlich zu machen, die Autorin gibt hier einen Überblick über den Stand der Forschung. Sie zeigt insbesondere, dass der Begriff und die Bedeutung des Raums kaum angemessen thematisiert werden.

Der Kern der theoretischen Überlegungen sind raumtheoretische Reflexionen sowie ein wahrnehmungstheoretischer Ansatz, der zentral auf die Rolle der Raummetapher für die Wahrnehmung rekurriert und deswegen metaphorisch unterbaut wird. Raumtheoretisch macht die Verfasserin in verschiedenen Theoretischen Traditionen die fehlende Berücksichtigung der Orte deutlich, während sich doch menschliche Kommunikation gerade durch ihre Verortung auszeichnet. Sie wählt für die Vertiefung dieser Diskussion die Behandlung des Raumbegriffs in der Systemtheorie. In der allgemeinen Systemtheorie der Gesellschaft – hier operatives Systemmodell genannt – findet er kaum Erwähnung. Anders sieht das bei dem sog. reitiven Systemmodell, hier gebraucht für systembasierte Netzwerktheorien, aus. Sie können zumindest die räumlichen und dynamischen Aspekte von Interaktionen und Beziehungen thematisieren. In der japanischen Theorie des Orts – hier topologisches Systemmodell genannt – spielt der Ort eine zentrale Vermittlungsrolle zwischen den Einzelnen; Kommunikation und Beziehungen haben – so die These – immer örtliche Bezüge. Der Ort erlaube – wie beim Schauspiel die Bühne – die Selbstwahrnehmung, die Ein- und Ausschließung und damit die Schaffung von Beziehungen. Der Raum bilde in diesem Rahmen ein verbindendes Element. In virtuellen Umgebungen muss daher zur Verringerung der Unsicherheit erst Räumlichkeit und, spezieller, Verortung hergestellt werden. Diese Überlegungen werden schließlich durch Bourdieus Konstrukt des sozialen Raums als strukturierende Struktur abgerundet. Raum dient hier vor allem dazu, soziale Strukturierung sichtbar zu machen. Der physische Raum bildet ein Denk- und Erfahrungsmodell für den sozialen Alltag. Denken und Handeln

vollzieht sich immer in räumlichen Kategorien. Hierzu entwickelt die Autorin einen instruktiven Überblick über die Rolle des Raums in Wahrnehmungstheorien.

Raummetaphern – so lautet das Fazit helfen, das Internet als sozialen Raum der Ungleichheit zu institutionalisieren. Die geschaffenen Räume beruhen auf Syntheseleistungen der Nutzer. Offensichtlich ist es nicht die Materialität, die Räume hervorbringt. Räume haben folglich eine Funktion für uns, die nicht aus ihrer Materialität heraus zu erklären ist. Sie dienen der Lösung der drei erwähnten Aspekte von Komplexität (Wahrnehmung, Kommunikation und sozialstrukturelle Unterscheidung bzw. Strukturierung), die durch diese Konstruktion möglich wird und nur mit einem erweiterten topologischen Systemmodell zu erfassen ist. Auch im Internet dient die Raummetapher der Konstitution der Gesellschaft.

Abstract:

The subject of Cornelia Beckers dissertations the use, the functions and dimensions of the concept of space in the virtual worlds of cyberspace. That means above all it is a space sociological survey with extraordinary theoretical orientation. The empirical side of the survey is based on two case studies – on one hand interviews with participants of a forum concerning the planning of the Alexanderplatz in Berlin, on the other hand an enquiry of students after their experience in a internet game (Silberland) – which have exemplarily and approving character, therefore engrossing the theoretical analysis. The work tends to show the state of surveys of users as unsatisfying

The author here gives a review. She shows that concept and meaning of space is not specified appropriately. The quintessence of the theoretical thoughts are system theoretical reflections, undermined by approaches of perception and metaphorical theory. The general system theory, here called operative system modelling, does not subject space at all. Systembased network theory at least uses space as a shape for interactions and relations, here calles retive system modelling.

The Japanese theory of place, leads to the topological system modelling, where place is important for the central connection between individuals and their communication, which need special defined relations. Place is necessary as the space between. Virtual surroundings therefore need space to lessen uncertainty. These thoughts are completed by Bourdieus construction of social space as a structuring structure. Space makes social structures visible. Physical space is a model of thinking and experience for everyday social life. Thinking and acting are always influenced by categories of spacing. Existing is not just based on communication. In the end metaphors of space help to institutionalize the internet as a social space. Obviously it is not the material which makes space

real. Space is playing a role for us which is not explicable by material. It solves problems of communication, selfperception and social difference, structures which cannot be described without a topological system model. That means, metaphors of space help that people are socially structured in the internet, too.

Gliederung:

1 Einleitung	7
1.1 Das soziologische Problem an der Bürgerbeteiligung	7
1.2 Verbessert das Internet die Bürgerbeteiligung?	8
1.3 Forschungslücken	9
1.4 Ansatzpunkt der Arbeit	10
1.5 Vorgehensweise	11
1.6 Aufbau der Arbeit	11
1.7 Verwendung der Begriffe:	12
2 Einführung in das Themengebiet der Bürgerbeteiligung	14
2.1 Rechtlicher Rahmen und Entwicklungsgeschichte	14
2.2 Warum jetzt das Internet?	22
2.3 Forschungsstand zu den Modellen der computervermittelten Kommunikation	25
2.4 Forschungsstand- Virtuelle Gemeinschaft	30
2.5 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	42
2.6 Bedeutung für die Nutzung des Internet für Bürgerbeteiligungen	45
3 Diskussion der Theorien zu Raum und Kommunikation im Internet	51
3.1 Allgemeine Theorien zu Raum im Internet	51
3.2 Fazit der Betrachtungen	57
3.3 Diskussion der Systemtheorie zu Raum im Internet	59
3.3.1 Raum und Kommunikation im operativen Systemmodell	59
3.4 Raum im retiven Systemmodell	61
3.4.1 Japanische Theorie des Ortes	61
3.4.2 Der Ort als Vermittelndes:	62
3.4.3 Die Wandlung vom retiven in das topologische Systemmodell	67
3.5 Der Raum in der soziologischen Theorie Bourdieus	80
4 Wahrnehmungstheoretische Annäherung	88
4.1 Telepräsenz, Immersion und Flow	89
4.2 Materialität und Virtualität	91
4.2.1 Die Konstruktion von Wirklichkeit	94
4.2.2 Die Funktion der Metapher	98
4.2.3 Die Funktion der (Raum-)Metapher für die Wahrnehmung	101
5 Forschungsdesign	105
5.1 Methodenwahl	105
5.2 Auswertung	111
5.3 Beispiel für die Interviewführung	114
5.4 Interviewausschnitt	115
6 Die Funktion von Raum im Internet	127
6.1 Das Raumkonzept der Befragten	127
6.2 Die Lösung des Problems der Wahrnehmung durch Raum im Internet.	157

6.2.1 Exkurs - Die Interaktionstheorie der Metapher	166
6.3 Die Lösung des Problems der Kommunikation mit Raum im Internet	170
6.3.1 Die Funktion der Kommunikation	170
6.3.2 Wahrnehmung und kommunikative Herstellung von Raum im Internet aus Sicht der Nutzer	176
6.4 Die Lösung des Problems der Strukturierung	181
6.4.1 Macht und Struktur im Zusammenhang mit Bürgerbeteiligungen im öffentlichen Raum des Internet	181
6.4.2 Funktion der Struktur des Internet aus Sicht der Nutzer	182
6.5 Typen	210
7 Zusammenfassung und Fazit:	215
8 Ausblick und weiterer Forschungsbedarf	226
9 Anhang: Gestaltungskriterien für die internetgestützte Bürgerbeteiligung:	228
10 Literatur	231
Lebenslauf	

1

Einleitung

„Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischer Wirkung, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich auswirkt.“ Simmel

1.1 Das soziologische Problem an der Bürgerbeteiligung

Die Beteiligung einflussreicher Bürger in die öffentliche Planung hat eine lange Tradition. Die Bürgerbeteiligung seit den 70er Jahren hat darüber hinaus einen Anspruch. Allen Bürgern soll die Chance gegeben werden, sich an Planungsprozessen zu beteiligen. Entsprechende Verfahren sollen daher so ablaufen, dass Information, Transparenz und Mitspracherecht für alle Bürger entsteht. Chancengerechtigkeit, so könnte man diesen Anspruch zusammenfassen, steht also im Vordergrund der Bürgerbeteiligung.

Die Beteiligung der Bürger hat daher viel mit dem Freiheitsideal der Cyberspacebewegung zu tun. Dem Internet hängt ein Label der Demokratisierung, Gleichheit und Freiheit an. Obwohl schon andere Medien, besonders die Printmedien, sehr viel zur Demokratisierung der Gesellschaft beigetragen haben, hat das Internet eine neue Komponente, die die freiheitlichen Ideale der politischen Bewegung der 60er und 70er Jahre wieder neu aufleben lässt. Das Internet scheint das Ideale Instrument dafür zu sein, die Ideale zu unterstützen.

Es steht in dem Ruf zu helfen, alle Grenzen aufzulösen, von Restriktionen zu befreien, soziale Unterschiede gleich und Territorien überflüssig zu machen.

Die Erwartungen an das Internet sind in diesem Zusammenhang hoch und stehen mit den spezifischen Eigenschaften des Internet in Zusammenhang. Die Anonymität, Textbasiertheit und zeitlich/räumliche Unabhängigkeit der Beteiligung sind nun auch tatsächlich Vorteile, die demokratische Prozesse unterstützen können. Insgesamt ist Bürgerbeteiligung aber nicht nur aus demokratietheoretischer Sicht interessant. Das Hauptinteresse der Soziologie besteht darin, soziale Ungleichheit und die Rahmenbedingungen dafür aufzudecken. Das heißt, aus soziologischer Sicht ist es interessant, ob ein neues Medium den Rahmen, oder anders ausgedrückt einen geschützten Raum bieten kann, der Chancengerechtigkeit ermöglicht oder zumindest erhöht.

1.2 Verbessert das Internet die Bürgerbeteiligung?

Die Frage, ob das Medium an sich aufgrund seiner Eigenschaften die Bürgerbeteiligung verbessert oder konkreter ausgedrückt demokratischer für die Beteiligten macht, ist so leicht nicht zu beantworten. Die soziologische Literatur dazu ist rar. Die oben genannten Eigenschaften des Internet äußern sich im Prinzip in zwei Unterscheidungsmerkmalen der internetgestützten Bürgerbeteiligung im Vergleich zu traditionellen Formen, beispielsweise Bürgerversammlungen oder Erörterungsterminen:

Der Körperlosigkeit und der Raumlosigkeit des Internet.

Diese wirken sich in spezifischer Weise auf die Kommunikation aus. Beide Merkmale haben zu den traditionellen Formen der Bürgerbeteiligung einen starken Bezug. Sowohl der Körper als Demonstrationsmittel von Stärke und Durchsetzungsfähigkeit als auch der Raum als Demonstrationsmittel für Institutionen, Machtpositionen und Zusammengehörigkeiten spielen eine Rolle für den Ablauf der Bürgerbeteiligung. Sowohl der Körper als auch der Raum sind Materie für die Fixierung von Strukturen, für die Fixierung von Macht und Ungleichheit. Moderatoren von Mediationsprozessen arbeiten sowohl mit dem Körper als auch mit dem Raum, um unterschiedliche Positionen und Fähigkeiten auszugleichen und in Konfliktlagen zu vermitteln. Gezielt eingesetzte Körpersprache und Positionen können die Beteiligten entweder stärken oder schwächen.

1.3 Forschungslücken

Die Innensicht der Bürgerbeteiligung ist aus diesem Interesse heraus hochspannend. Das Medium Internet könnte aufgrund seiner Eigenschaften dazu beitragen, dass soziale Unterschiede nicht fixiert werden können, weder über die Körper noch über die Räume. Bisher wird in der Soziologie das Verhältnis der Bürger untereinander in Bürgerbeteiligungsprozessen nicht explizit thematisiert, obwohl klar ist, dass Selektion stattfindet.

Die Körperlosigkeit des Raumes, die hierbei auch eine wichtige Rolle spielt, wird im Zusammenhang mit dem Internet in der Diskussion über Kommunikationsmodelle erfasst. Hier lassen sich Übertragungen für Diskussionsforen finden.

Bisher wird aber der Raum im Internet kaum thematisiert, Raum wird allenfalls als Kommunikationshindernis gesehen, das es zu überwinden gilt. Nach wie vor herrscht die These vor, dass eine Enträumlichung durch das Medium stattfindet. Räumliche Beschränkungen scheinen im Internet gegen Null zu tendieren. Dieses Urteil wird allerdings, wie noch zu zeigen sein wird, vor der soziologischen Analyse gefällt. Weder die Innensicht auf Bürgerbeteiligungsforen noch die Betrachtung des Raumes im Internet hat bisher systematisch stattgefunden. Beide Lücken sollen in dieser Arbeit aufgezeigt und ein Stück weit aufgefüllt werden. Aus konstruktivistischer Sicht sind viele Wirklichkeiten im Cyberspace, also auch in Bürgerbeteiligungsprozessen möglich. Raum zwischen Materialität und Virtualität beinhaltet in jedem Fall Sozialität. Das Verhältnis zwischen Sozialität und Materialität ist daher zu klären.

1.4 Ansatzpunkt der Arbeit

Ansatzpunkt der Arbeit ist es also, einen soziologischen Blick auf die Relevanz des Raumes bei der internetgestützten Bürgerbeteiligung zu werfen. Es soll geklärt werden, welche Rolle der Raum metaphorisch oder im Zusammenhang mit der Wahrnehmung des Internet insbesondere bei Bürgerbeteiligung spielt.

Dazu will ich vor dem Hintergrund der modelltheoretischen Diskussion der computervermittelten Kommunikation, der aktuellen Diskussion der virtual community und der momentanen Entwicklung der Bürgerbeteiligungsformen die fehlende Materialität des Raumes thematisieren. Weiterhin werde ich der Frage nachgehen, welche systemtheoretischen Überlegungen als Basis für Internet-

foren geeignet sind, eine systematische Diskussion einzuleiten, die die strukturelle Ordnung und die Institutionalisierung beschreiben kann. Dies hat letztlich auch einen Einfluss darauf, wie die zukünftige Gestaltung von mediengestützten Bürgerbeteiligungen aussehen kann.

1.5 Vorgehensweise

Methodisch wurde eine Vorgehensweise gewählt, der der Komplexität und Abstraktheit des Forschungsgegenstands gerecht werden konnte. Die Auswertung eines durchgeführten Experiments und leitfadengestützter Interviews mit Teilnehmern und Moderatoren eines Bürgerbeteiligungsforums mit einem wahrnehmungsgerichteten Schwerpunkt stellen den empirischen Teil der Arbeit.

Im Vordergrund der empirischen Herangehensweise stand nicht das Verhältnis zwischen Behörde und Bürger. Vielmehr war die Innensicht auf die eigene Wahrnehmung der Schnittstelle zwischen Nutzer und Internetangebot gefragt.

1.6 Aufbau der Arbeit

Kapitel 2 nimmt eine Einführung in das Themengebiet Bürgerbeteiligung vor. Zunächst wird der derzeitige Stand des rechtlichen Rahmens und der geschichtlichen Entwicklung der Bürgerbeteiligung in Deutschland seit den 60er Jahren zusammengefasst, um den vielerorts geforderten Einsatz neuer Medien einordnen zu können.

Danach fasse ich den Forschungsstand zur virtuellen Gemeinschaft zusammen, um dann zur Bedeutung des Internet für die Bürgerbeteiligung zu klären. Kapitel 3 diskutiert die (system)theoretischen Erklärungsmodelle. In Kapitel 4 steht die wahrnehmungstheoretische Annäherung an das Problem Raum im Internet im Vordergrund. Hier gehe ich insbesondere auf den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Metapher ein. Kapitel 5 beschreibt das methodische Vorgehen. In Kapitel 6 stelle ich die Ergebnisse der Untersuchung vor, bevor ich in Kapitel 7 die Schlussfolgerungen ziehe.

1.7 Verwendung der Begriffe:

System, Selbst und Individuum

In der Arbeit wird vieles aus systemtheoretischer Perspektive betrachtet. Ich verwende allerdings den Begriff System nur explizit, wenn ich mich auf fremde Theorien beziehe. Für meinen Teil der Interpretation der Ergebnisse und Schlussfolgerungen spreche ich von Individuum und Selbst anstelle von System. Die Verwendung des Begriffes System anstelle von Menschen lehne ich ab, da er aus der inkonsequenten Übertragung der biologisch geprägten Systemtheorie stammt.

Raum

Der Begriff Raum wird sehr weit gefasst. Die enge Definition hätte die Assoziationen der Befragten eingeschränkt. Unter Raum wird daher sowohl Privatraum als auch öffentlicher Raum verstanden, Plätze ebenso wie abgeschlossene Räume.

Diese weite Verwendung hat keine Auswirkung auf die Erfassung der Funktionen. Ausgangspunkt ist ein dynamisches Gebilde. Es wird zwischen materiellem und virtuellem Raum unterschieden.

Kommunikation

Auch Kommunikation wird weit gefasst. Kommunikation ist zwar vorwiegend die verbale und nonverbale Sprache zwischen Menschen, aber daneben auch die Interaktion mit Raumanteilen.

Metapher:

Metapher wird hier als interaktive Form der Verbindung von semantischen Feldern gesehen, die einen kognitiv-reflexiven Anteil hat und eine Einheit zwischen sinnlichen und kognitiven Erfahrungen herstellt.

2

Einführung in das Themengebiet der Bürgerbeteiligung

2.1 Rechtlicher Rahmen und Entwicklungsgeschichte

Vorschriften auf EU-Ebene verpflichten Behörden dazu, die Öffentlichkeit über Planungen zu informieren und sie daran zu beteiligen. Vergleicht man aber das bürgerschaftliche Engagement und die Rolle des Staates auf internationaler Ebene, dann fällt auf, dass gerade Deutschland starke Probleme mit der Rolle des selbstbewussten, Entscheidungen treffenden Bürgers hat.

Das Prinzip der Demokratie fordert Selbstbestimmung in eigenen (inneren) Angelegenheiten und angemessene Mitbestimmung in gemeinsamen (äußeren) Angelegenheiten (vgl. Waschkuhn, 1995: 103). Ein mündiger Bürger hat das elementare Bedürfnis, an Entscheidungen beteiligt zu werden. Zur Mündigkeit befähigt aber nur eine informationsoffene Gesellschaft. In den USA, Kanada, den Niederlanden, Frankreich, Finnland, Schweden und anderen demokratischen Staaten gibt es Informationsfreiheitsgesetze. Der öffentliche Zugang der Bürger gilt beispielsweise in Amerika als Grundvoraussetzung für die Ausübung von staatlichen und individuellen Rechten (vgl. Tinnefeld, 1998: 35 ff.) Die neuere Entwicklung von Datenschutzrecht und Informationsfreiheit beinhaltet zwei grundsätzliche Aspekte: den Schutz der persönlichen Daten vor dem Zugriff des Staates und die Kontrolle der Staatsmacht durch die Bürger. In Deutschland herrscht aufgrund der andersartigen Verwaltungstradition noch überwiegend das Geheimhaltungsprinzip.

Auch im Grundgesetz finden sich nur sparsame Ansätze von Informationsverbreitungs- und Zugangsrechten (Art.5 GG), obwohl der status activus die Mitgestaltung des Bürgers im und für den Staat in den Grundrechten formulieren soll (vgl. Pieroth, 1999: 18 ff). Transparenz und Einbeziehung der Bürger in die behördlichen Vorgehensweisen fällt daher traditionell schwer.

Dazu kommt die gesetzliche Amtsermittlungspflicht (§24 Abs. 1 VwVfG), die der Verwaltung die Planung als originär hoheitliche Tätigkeit überträgt. Die Abwägung zwischen öffentlichen und privaten Interessen obliegt daher der letzten Verantwortung der Verwaltung. Die Umsetzung der EU-Vorschriften verpflichtet die Behörden dazu, Bürger zu informieren und zu beteiligen. Dies kann aus den genannten Gründen nicht auf allzu viel Motivation stoßen. Einziger Vorzug scheint die Steigerung der Akzeptanz und damit der Legitimation der Verwaltung durch Partizipation und Transparenz zu sein.

Es lässt sich nach Hülsmann (2002) insgesamt ein Modernisierungsbedarf der administrativen Ebene feststellen, zu dem auch die Änderung der Bürgerbeteiligungsformen gehört.

Neben Standortwettbewerb und Wertewandel der Beschäftigten stehen nämlich auch die hohen Ansprüche der Bürger und die daraus entstehende Legitimationskrise. Bürger wollen eine Verwaltung, die zwischen öffentlichem Interesse und dem Menschenbild des Grundgesetzes hinsichtlich der Eigenverantwortung und Persönlichkeitsentfaltung abwägen kann. Dabei erwarten Bürger, dass die Aufgaben gemäß dem Subsidiaritätsprinzip und dem Verhältnismäßigkeitsgrundsatz erfüllt werden.

Die Behörde soll so wenige Aufgaben wie möglich und so viel wie nötig erfüllen. Es bleibt also festzuhalten, dass der Wunsch nach Beteiligung immer größer wird, was eine Neuausrichtung der Behörde an den Bedürfnissen der Bürger notwendig macht.

Es besteht Bedarf nach einem Ausgleich zwischen der steigenden Leistungsnachfrage und der bestehenden Leistungsfähigkeit der Behörde. Die Umsysteme müssen das System aufgrund seiner Anreize akzeptieren, was bedeutet, dass die Kommune ihren Zweck erfüllt. Die Zwecke einer Kommune lassen sich wie folgt definieren, wenn sie ihre Existenz nicht gefährden will:

- effiziente Trägerschaft der öffentlichen Verwaltung
- demokratische Partizipation der Bürger am staatlichen Handeln
- institutionelle Integration der Gesellschaft

Das hoheitliche Verwaltungshandeln mit ausschließlichen Zuständigkeiten ist schon lange nicht mehr zeitgemäß (vgl. Becker, 2002). Überall wird mehr Bürgernähe gefordert, nach Kommunikation, Verhandlung und Interaktion verlangt. Insgesamt ist nach Große Hüttmann ein wachsender Bedarf nach input-orientierter Legitimität und nach normativen Anforderungen nach Partizipation und Selbstbestimmung festzustellen (1996: 20).

Vielerorts fehlt es aber an einem geeigneten rechtlichen Leitbild zur Ausgestaltung der behördlichen Verfahren mit Hilfe von Bürgerbeteiligung. Ein geeignetes Leitbild scheint in jüngster Zeit das Dienstleistungsunternehmen zu sein. Kommunen können als wirtschaftlich selbstständige soziale Systeme bezeichnet werden, die marktfähige Leistungen erbringen, indem sie Leistungspotenzial einsetzen während sie das Risiko tragen.

Das Leitbild des Dienstleistungsunternehmens scheint also geeignet zu sein, die Modernisierung der Verwaltung einzuleiten. Doch das Leitbild hat auch einige Schwächen. So herrscht zwar weitgehend ein Konsens darüber, dass Verwaltung mehr Effizienz, mehr Demokratie und mehr Integration braucht. Gleichzeitig existieren aber auch latente Widersprüche innerhalb dieser Ziele. So kann beispielsweise die Forderung nach mehr Effizienz mit der Forderung nach mehr Demokratie kollidieren. Der Widerspruch zwischen ökonomisch effizientem Verhalten und politisch korrektem Verhalten kann sich in einigen Fällen verschärfen, was der Bürgerbeteiligung, die häufig Mehraufwand bedeutet, nicht gerade zuträglich ist.

Grundsätzlich bestehen für die Bürger auf kommunaler Ebene Beteiligungsmöglichkeiten im Rahmen der repräsentativen Demokratie, wie die Wahlen der Gemeindevertretung bzw. des Gemeindeparlaments. Weitere Bürgerrechte betreffen den Grundsatz der Öffentlichkeit bzw. die Information der Bürger über Gemeindebelange (§ 66 Abs. 2 HGO). So sind die Beschlüsse der Gemeindevertretung laut Hessische Kommunalverfassung in öffentlichen Sitzungen zu fassen. Ferner hat der Magistrat die Bürger über wichtige Belange der Stadtverwaltung zu unterrichten. Es besteht die Möglichkeit, Bürger bei Vorliegen bestimmter Voraussetzungen zu Ausschusssitzungen (zur Vorbereitung von Beschlüssen) hinzuziehen zu können.

Zur dauernden Verwaltung oder Beaufsichtigung einzelner Geschäftsbereiche oder zur Erledigung vorübergehender Aufträge können Kommissionen gebildet werden, in die auch sachkundige Einwohner einbezogen werden können. Die sachkundigen Einwohner werden von der Gemeindevertretung gewählt.

Neben diesen Bürgerrechten räumt das Gesetz Gruppen, die bisher keine Beteiligungsrechte hatten, explizit zusätzliche Möglichkeiten der Beteiligung ein, wobei sie den Gemeinden weitgehenden Spielraum bei der Ausgestaltung lässt.

Die Behörde hat Verfahrensherrschaft und kann daher auch mehr tun, als die Bürger bloß zu informieren. Das Verwaltungsverfahrensgesetz sagt über die Mindestverfahrensregel aus, dass das Verfahren nicht an bestimmte Formen gebunden ist. Es sieht außerdem vor, dass die Behörde von Amts wegen, diejenigen, deren Interessen durch den Ausgang des Verfahrens berührt werden können, als Beteiligte hinzuziehen kann (Schließky: 2003:1324). Die bedeutsamen Umstände muss sie sowieso berücksichtigen. Doch wird dies nicht routinemäßig über die gesetzlich vorgeschriebenen Formen hinaus getan.

Der Vergleich zwischen einem Segelboot mit Hilfsmotor und einem Motorboot mit Notsegel soll verdeutlichen, wo der Unterschied liegt. Die Wahl des Verfahrens ohne Bürgerbeteiligung sollte nur dann erfolgen, wenn es nicht machbar ist. Der Motor sollte nur dann eingeschaltet werden, wenn kein Wind da ist, um das Segelboot anzutreiben. Augenblicklich ist leider eher das Gegenteil Praxis. Das Notsegel der Bürgerbeteiligung wird dann eingesetzt, wenn das Hauptsystem ausfällt oder noch schlimmer: Es wird dann zur Dekoration ausgefahren,

wenn von den hässlichen Motorgeräuschen abgelenkt werden soll. Dies ist dann der Fall, wenn Planungen in einen großen Konflikt mit Bürgern geraten.

Planungen können als gedankliche Vorwegnahme der Mittel und Schritte definiert werden, die zur effektiven Erreichung eines Zieles notwendig erscheinen. Die Planung mündet schließlich in ein schriftlich oder bildlich festgehaltenes Ergebnis eines systematischen Prozesses. Die frühzeitige Einbeziehung der Bürger in die Planung ist aber noch immer keine Selbstverständlichkeit. Meist geschieht die Information der Öffentlichkeit am Ende der Planung.

Das Problem, das die Stadtplanung mit den Bürgern hat, wird meist auf der Ebene der Kommunikation gesehen. Partizipationsprozesse sind immer ein Problem der Kommunikation zwischen Bürger und Verwaltung. Die Verständigung über Ziele und Umsetzung der Planung aus den verschiedenen Perspektiven heraus ist nicht einfach und so werden vielfältige Kommunikationsformen erprobt. Das Repertoire ist mittlerweile sehr groß und reicht von Zukunftswerkstätten, Bürgergutachten und Planungswshops bis hin zu Quartiersforen und Mediationsverfahren. Partizipation, hier definiert als Information, Kommunikation und Kooperation soll einen Beitrag dazu leisten, dass Probleme gelöst werden können. Beteiligung ist dabei keine feste Größe (vgl. Selle, 1996: 61), sondern sucht immer neue Kommunikationspfade. Neuerdings ist es das Internet, auch aus Gründen der Effizienz, welches das Netzwerk zwischen Bürgern, Verwaltung und Politikern ausbauen soll, um den Prozess der Willensbildung zu fördern.

Nun ist es keineswegs so, dass es gänzlich ungewöhnlich ist, Bürger an der Stadtplanung zu beteiligen. Bürger mit Kapital, Grundeigentum und sonstigen planungsrelevanten Rechten wurden schon immer beteiligt. Betrachtet man aber die Entwicklung der Bürgerbeteiligungsformen der letzten Jahrzehnte, so lässt sich ein Trend zur Demokratisierung feststellen, der aus einem Zwang heraus entstand. Die Form der Bürgerbeteiligung hat in Deutschland in den vergangenen drei Jahrzehnten einen starken Wandel vollzogen. Die Widerstands- und Protestbewegungen der 70er Jahre wurden seit den 80er Jahren und vor allem in den 90er Jahren zunehmend durch mehr oder weniger geregelte Bürgerbeteiligungsverfahren ergänzt.

In den 60er Jahren wurden die Planungsroutrinen dadurch unterbrochen, dass viele Sanierungsgebiete in vielen Städten zu verstärkten Bemühungen führten, die Bürger zu informieren und mit ihnen zu kommunizieren, um Konflikte zu vermeiden. Dadurch, dass sehr viele Bürger betroffen waren, entstand eine breite Initiativbewegung, aktive Bürgergruppen formierten sich und umgingen die traditionellen Formen der politischen Willensbildung mit Demonstrationen, Sit-Ins, Hausbesetzungen und anderen Aktionen. Der Wunsch nach mehr Selbstbestimmung und Mitbestimmung wurde damit in Szene gesetzt. Die Hochzeit der Partizipation führte zu einer routinierten Form der Bürgerbeteiligung, die gesetzlich vorgeschrieben war. Trotzdem der Bürger immer noch vielerorts als hemmender Faktor gesehen wurde und dies auch in sogenannten Beschleunigungsgesetzen gesetzlich unterstützt wurde, war der Schritt auf den Bürger zu nicht mehr umzukehren. Die Aktivitäten entwickelten sich weiter.

Andere Instrumente der Mitwirkung und Kooperation wurden ausprobiert, vor allem auf kommunaler Ebene. Frühe Beispiele sind Stadtforen in Berlin und München, die fachlich interessierte Bürger und die Öffentlichkeit partizipieren lassen sollten.

In den 80er Jahren, entstand ein neues Leitmotiv: Akteure sollten zusammengeführt und zur Kooperation bewegt werden. Nicht mehr nur Investoren und Grundeigentümer, sondern auch die übrigen Bürger sollten als Partner betrachtet werden. Soziale Netzwerke und die Infrastruktur für Eigeninitiativen wurden geschaffen. Ein Wandel des Beteiligungsverständnisses in Richtung Kooperation fand statt. Runde Tische waren das Leitbild dieser Form der Beteiligung. Hierbei taucht ein soziologisch interessanter Aspekt auf, der von dem Verhältnis zwischen Bürgern und Stadtverwaltung weg und zu dem Verhältnis der Akteure innerhalb der Beteiligung führt, der in dieser Arbeit thematisiert wird. Die Kooperation lebt von der Ausgrenzung (vgl. Selle, 1996:72). Nur ein begrenzter Akteurskreis kann kooperieren, miteinander verhandeln. In solchen Kooperationsformen werden Machtgefälle und soziale Unterschiede schnell offenbar. Der hoheitliche Auftrag, in der Planung einen Ausgleich der Interessen vorzunehmen und alle Perspektiven abzuwägen, gerät in Gefahr, wenn die Kooperationsform eine Einigung erzielt, welche die schwachen Interessen nicht berücksichtigt. Die Bürgerbeteiligung gerät damit in den Verdacht, immer noch höchst selektiv zu sein. Eine bestimmte Gesellschaftsschicht bleibt sozusagen unter sich. Die Ansätze aus den 70er Jahren der breiten Bürgerbewegung sind damit in eine geregelte institutionalisierte Form überführt worden,

die die Ursprungsgedanken der stärkeren Beteiligung aller Bürger in Frage stellt. Daher findet eine Rückentwicklung zu der aktivierenden Form der Beteiligung als traditionelle Form der Information und Anhörung statt. Die Kooperationsform wird weniger angestrebt.

Doch das Problem der Ungleichheit ist damit nicht gelöst. Das „Zusammenführen von fremden Welten“, wie Selle (1996:72) es bezeichnet, ist eine komplexe Kommunikationsaufgabe, der sich die Bürgerbeteiligungsform stellen muss. Ob das Internet ein geeignetes Mittel ist, um das Problem der Selektivität der Bürgerbeteiligung zu lösen, kann man bereits angesichts der Diskussion um die digitale Spaltung in Frage stellen. Doch selbst wenn diese Spaltung nicht existent ist, gibt es noch Gründe für Skepsis darüber, wie das Medium Einfluss auf soziale Ungleichheiten und Machtunterschiede ausüben soll.

2.2 Warum jetzt das Internet?

Im Rahmen des Verwaltungsumbaus zum e-Government geht der Ausbau von e-Administration relativ zügig voran, wobei hauptsächlich technische und sicherheitsrechtliche Aspekte im Vordergrund stehen. Demgegenüber wird der Bereich e-Participation (elektronisch gestützte Bürgerbeteiligung) von den Behörden bisher sträflich vernachlässigt bzw. es gelingt nicht, die Ergebnisse und Erfahrungen einzelner Pilotprojekte in der Breite umzusetzen. Pilotprojekte werden häufig eher aus Imagegründen von der Politik angeregt, ohne dass vorher eine konzeptionelle Überlegung zur Einbindung der Erfahrungen angestellt wird.

Diese Entwicklung steht im krassen Widerspruch mit den politisch verfolgten Zielen (vgl. Weißbuch „Governance“ der EU) und vor allem auch mit den rechtlichen Anforderungen. So soll im Rahmen einer neuen Gesamtstrategie der EU-Kommission durch eine stärkere Beteiligung der Bürger und der Nichtregierungsorganisationen Regieren effektiver und demokratischer gestaltet werden. Laut Aarhus-Richtlinie und der darauf fußenden Umweltinformations-Richtlinie sowie der Öffentlichkeitsbeteiligungs-Richtlinie der EU, die bis zum Januar bzw. Juni 2005 umzusetzen sind, werden den Bürgern nicht nur deutlich mehr Rechte beim Informationszugang sondern auch bei der Partizipation an der politischen Entscheidungsfindung zugestanden, wobei der Einsatz der neuen Medien ausdrücklich gefordert ist. Dies mag auch dem Umstand der erwarteten Kostenersparnis zu schulden sein.

Bürgerbeteiligung ist ein nach wie vor umstrittenes Thema, viele Perspektiven prallen hier aufeinander. In einem so kontroversen Gebiet entsteht nun die Idee, neue Medien, insbesondere das Internet nutzen zu können. Aus Sicht der Verwaltung ist es sicherlich die Möglichkeit, Informationen schnell und unkompliziert zur Verfügung stellen zu können und so ohne allzu viel Aufwand dem Anspruch der Legitimation ihrer Planung gerecht zu werden. Aber Bürgerbeteiligung besteht nur zu einem Teil aus Information. Daneben sind auch Konsultation und Kommunikation notwendig.

Man kann sich daher die Frage stellen, wie es zu einem solchen Gedanken kommt, wer davon profitieren kann

und ob es einen Einfluss auf die Selektivität und Ungleichheit der Bürgerbeteiligung ausübt, welche Medien man einsetzt.

Geht man von dem Mythos des Internets aus, das es in den 90er Jahren hatte, so lässt sich vielleicht verstehen, weshalb gerade dieses Medium die Bürgerbeteiligung verbessern soll. Die Grenzenlosigkeit der Nutzungsmöglichkeiten, der globale und spontane Zusammenschluss von Gleichgesinnten, das „neue“ vernetzte Gemeinschaftsgefühl gaben Anlass, wieder einmal auf mehr Demokratie zu hoffen, womöglich auch mehr Autonomie und Widerstand gegen staatliche Kontrolle. Der Wunsch nach mehr „Stimme“ und der Gleichheitsgedanke sollten im Internet -wie auch schon bei der Einführung anderer Medien auch- eine Renaissance erhalten.

Doch bei allen großen Erwartungen, die man anfangs an das Internet gestellt hat, müssen mittlerweile Einschränkungen gemacht werden. So stellt die Forschung mittlerweile fest, dass keine der populären Strukturmythen, wie beispielsweise Entgrenzung, Egalisierung oder Entterritorialisierung zutreffen. Hier finden Übertragungen der technischen Möglichkeiten auf das Soziale statt, ohne auf die Grundmuster des Sozialen zu achten (Stegbauer, 2004). Bei dem Versuch, den Wandel der Kommunikationsformen zu erklären, der sich in der Internetnutzung abzeichnet, stehen häufig die Charakteristika im Vergleich zur Face-to-Face-Kommunikation im Mittelpunkt. In diesem Vergleich erscheinen die Eigenheiten der Netzkommunikation eher als Nachteil.

Man kann sie im Bereich der Bürgerbeteiligung aber auch als eine Chance sehen und hier ist ein Potenzial des Internets für eine Chance der besseren Kommunikation nicht auszuschließen. Im Folgenden werden daher die Besonderheiten der internetgestützten Kommunikation aufgezeigt, die teilweise als Vorteil für demokratische Prozesse anzusehen sind.

Im Folgenden sollen nun zunächst speziell die veränderten Kommunikationsstrukturen im Internet und ihre Auswirkung der Körperlosigkeit anhand der wichtigsten theoretischen Modelle zusammenfassend betrachtet werden.

2.3 Forschungsstand zu den Modellen der computervermittelten Kommunikation

Im Kanalreduktions-Modell (Winterhoff-Spurk, 1989: 249 ff.) geht man davon aus, dass Kommunikation verarmt und entmenschlicht wird, da eine Reduktion auf sinnlicher Ebene stattfindet. Es gibt weniger Kommunikationskanäle als bei der Face-to-face-Situation. Rationalisierung der Kommunikation ist die Folge. Computervermittelte Kommunikation ist nach dieser Auffassung grundsätzlich defizitär und reduziert die Handlungsmöglichkeiten der Teilnehmer drastisch. Gefühle, Sinnlichkeit und Kontext gehen verloren und können nach dem Modell nicht oder nur unzureichend ersetzt werden. Manche Autoren sprechen auch von Ent-Räumlichung und Ent-Zeitlichung, was zu Entwirklichung führe (etwa Herrmann, 1991, Raulet, 1992). Dieses drohende Szenario der Technisierung ist weniger tatsächlichen empirischen Ergebnissen als vielmehr künstlich erzeugten Laboreffek-

ten zuzuschreiben, die vor allem Technikkritikern Wasser auf die Mühle geben konnte, die die Face-to-Face Kommunikation idealisieren. In Feldstudien konnten die Effekte nicht nachgewiesen werden (vgl. etwa Walther, 1994). Auf dem Reduktionsansatz basiert auch das Filtermodell (Kiesler, 1984). Hier steht allerdings nicht die Entsinnlichung im Vordergrund, sondern die reduzierte Verfügbarkeit der psychosozialen Informationen über die Kommunikationspartner. Da die sozial-strukturellen Hintergrundmerkmale wie Aussehen, Kleidung, Status oder Alter fehlen, können soziale Hemmungen und Hürden abgebaut werden und dadurch enthemmtes Verhalten fördern. Die Enthemmung kann sowohl zu verstärkter Offenheit, Freundlichkeit und Höflichkeit führen als auch normverletzendes Verhalten und Feindlichkeit begünstigen (vgl. Collins, 1992). Auch in der positiv auslegbaren Filtermodellvorstellung treten durch eine technikdeterministische Sicht die tatsächlichen Kommunikationsprozesse hinter vorschnell definierten „Netzeffekten“ zurück.

Im Oraliteralitätsmodell wird beschrieben, wie die Vorteile der mündlichen und schriftlichen Kommunikation im Internet kombiniert werden. Man kann schnell und dialogisch und trotzdem schriftlich kommunizieren. Allerdings entstehen dadurch auch neue Anforderungen für die Nutzer, die zwar die Flexibilität der Mündlichkeit, gleichzeitig aber auch die Verbindlichkeit von Schriftlichkeit verbinden müssen (vgl. hierzu Schwalm, 1998:58 ff. und Beck, 2004). Daraus alleine ergibt sich aber noch keine Auswirkung auf die Sprache, wie anfangs vermutet wurde. Das Medium ermöglicht sowohl einen umfangreichen Sprachstil, der als verwissenschaftlicht beschrieben werden könnte als auch die

Vorzüge der mündlichen Kommunikation in kurzen saloppen E-mails oder chat-Beiträgen, die schnell eine Rückantwort bekommen können. Je nach Anlass wird die Form der Kommunikation von den Nutzern gewählt und hat Vorzüge oder Nachteile. Das Konzept der rationalen Medienwahl geht davon aus, dass je nach Kommunikationsaufgabe das Medium gerade die Anforderungen an die soziale Präsenz erfüllen sollte, die benötigt werden. Ergänzend hierzu sind die Überlegungen zu simulierten Kommunikationssystemen aus der Sozionik zu erwähnen, die auf der Kommunikationstheorie Luhmanns beruht. Die Ansätze erstrecken sich auf die Erklärung komplexer sozialer Zusammenhänge, unter anderem auch auf Entscheidungsverhalten in der Multiagentensystemprogrammierung (vgl. Paetow, 2002:119 ff). Auf die Grenzen der Rationalität weist allerdings Döring hin, indem sie Medienwahl nicht nur auf die Gratifikationssuche beschränkt. Ihrer Ansicht nach lassen sich Menschen durchaus von Bedürfnissen zur Mediennutzung verleiten, die das Medium gar nicht befriedigen kann.

Das Modell der normativen Medienwahl greift den Einfluss der sozialen Normen auf, die den individuellen Nutzen überformen können. Subjektive Medienbewertungen unterliegen dem gesellschaftlichen oder gruppenbezogenen Urteil und sind somit nicht nur individuell zu erklären. Allerdings steht der soziale Einfluss durchaus in Verbindung mit der eigenen Nutzungskompetenz. Somit dient der soziale Einfluss eher als Verstärker der eigenen Nützlichkeitsbewertung (vgl. Schmitz und Fulk, 1991). Die interpersonale Medienwahl erweitert das Modell noch um den Einfluss der konkreten Kommunikationspartner, da Kommunikation über

Medien immer nur in Bezug auf andere Menschen erfolgen kann. Neben Geräteverfügbarkeit, Erreichbarkeit, Medienwissen und Bedürfnisbefriedigung wird auch das Verhalten der Kontaktpersonen berücksichtigt. Von konstruktivem Netzverhalten kann auch ein wenig kompetenter Nutzer profitieren und Kommunikationsregeln lernen.

Die Theorie der sozialen Informationsverarbeitung unterstellt keine technisch veränderte Kommunikation, sondern geht davon aus, dass eine aktive Aneignung der neuen Kommunikationsregeln stattfindet und so mediale Einschränkungen kompensiert werden. Nonverbale Informationen werden auf andere Weise ausgedrückt. Das Gelingen der Kommunikation hängt somit von der Medienkompetenz, der Zeit der Nutzer und den sozialen Restriktionen ab, unter denen sie kommunizieren.

Das Simulationsmodell und Imaginationsmodell konzentrieren sich auf das Fehlen bestimmter sozialer Informationen, was einerseits Manipulation ermöglicht, indem beliebige Identitäten konstruiert werden können, andererseits das Gegenüber dazu verleiten kann, sich den „Rest“ dazu zudenken.

Das SIDE-Modell (Social identity and De-Individuation) thematisiert die Identifikation mit einer Gruppe zu Lasten der individuellen Identifikation. Anonymität befördert nach den Modellannahmen den Verlust der eigenen Identität und akzentuiert die soziale oder Gruppenidentität, da sie ohne individuelle Besonderheiten als homogen erscheint. Die konfliktlose Orientierung an Gruppennormen ist die Folge. Auf die Internetkommunikation bezogen kann dieser Effekt nicht bestätigt werden.

Eher tritt eine Verstärkung der individuellen Standards auf, gerade weil die individuellen Merkmale der anderen Gruppenmitglieder zur Verhaltensorientierung weitgehend fehlen. Welche Identitäten aktiviert werden, hängt im Netz wie in Face-to-Face-Situationen von sozialen Arrangements ab. Das Netz bietet allerdings im Gegensatz zum lokal beschränkten Real-Life vielfältigere Möglichkeiten, sich thematisch mit anderen Menschen zusammenzufinden und so gezielt Teil-Identitäten und Selbstakzeptanz zu stärken (vgl. Döring, 1999: 272 ff). Nicola Döring plädiert in ihren Ausführungen über das medienökologische Rahmenmodell dafür, die Effekte des Internet nicht lediglich als Nutzungsverhalten zu verstehen, sondern vielmehr die Randbedingungen zu beachten, unter denen einzelne Effekte auftreten. Es ist ihrer Ansicht nach wichtiger, die soziale Kommunikation im medialen Kontext zu betrachten, als die isolierte Sicht auf die Nutzer zu haben. Es gibt situative und übersituative Aspekte bei der Nutzung, Aneignung und Gestaltung von Medien. Computervermittelte Kommunikation setzt sich aus verschiedenen Komponenten zusammen, die sich aus den bisher besprochenen Modellen extrahieren lassen. Kommunikation lässt sich mit Restriktionen und Optionen der medialen Umgebung beschreiben. So spielen Kosten, Teilnehmerkreis, Zeit, Raum, spezielle Medien- Kultur als Voraussetzung im Umgang der Individuen mit dem Medium eine Rolle. Hier lassen sich drei Nutzertypen unterscheiden. Die erste Gruppe lässt sich davon nicht beeinflussen, die zweite Gruppe versucht, die Besonderheiten, fehlende Kanäle beispielweise auszugleichen und die dritte Gruppe schöpft die zusätzlichen Optionen des Mediums aus.

Ob Defizite bei der Kommunikation in einem Internetforum entstehen, hängt also sehr stark davon ab, wie komplex die Kommunikationsaufgabe ist, wie kompetent die Nutzer sind, welche Kommunikationsstile aufeinandertreffen, wie viel Zeit und Mühe der Einzelne bereit ist, hineinzustecken und wie hoch die Motivation der Teilnahme ist. Die speziellen Eigenschaften des Internet erscheinen dementsprechend als Vor- oder Nachteil. Die Vorzüge der Anonymität liegen in der Egalität, der Intimität und der Förderung von prosozialem Verhalten. Die Möglichkeiten der Verästelung und Beschleunigung können als Kontrollgewinn und Entlastung gesehen werden, Alternativen im Verhalten können den eigenen Handlungsspielraum erweitern. Die gesteigerte Sensibilität aufgrund der textbasierten Wahrnehmung der Personen kann Toleranz und Akzeptanz erhöhen. Die soziale Integration ist durch kultur- und themenspezifische Ausdrucksweisen erhöhbar.

2.4 Forschungsstand- Virtuelle Gemeinschaft

„Virtuelle Gemeinschaften sind soziale Zusammenschlüsse, die dann im Netz entstehen, wenn genug Leute diese öffentlichen Diskussionen lange genug führen und dabei ihre Gefühle einbringen, so dass im Cyberspace ein Geflecht persönlicher Beziehungen entsteht.“

(Howard Rheingold, 1994:15)

Die Konzepte der virtuellen Gemeinschaft knüpfen an die Cyberspacebewegung an, indem sie die Freiheitsideale versprechen, die aber im Gegensatz zum anarchistischen Ursprung der Hacker und Cracker-Szene an den Gleichheitsgedanken der bürgerlichen

Ideologie gebunden sind.

Die Diskussion über die virtuelle Gemeinschaft geht davon aus, dass vielen Bürgern die Chance gegeben wird, sich mit Hilfe des Internet kostengünstig auf vielen Gebieten zu entfalten, vor allem auf politischem Gebiet. Die neue Sphäre des politischen Diskurses wird häufig sehr enthusiastisch mit einem neuartigen Gemeinschaftsgefühl umschrieben, das der Vision vom globalen Dorf (McLuhan) nahe kommt. Rheingold schildert zunächst noch aus der Insidersicht mit viel Engagement die mögliche Intensität menschlicher Beziehungen in dem scheinbar anonymen Medium. Selbstentgrenzung und Optionalität der Beziehungen erlauben scheinbar unverfälschte Geselligkeit (Roesler, 1997:185), was mit den Idealen der bürgerlichen Gleichheit einherzugehen scheint. Die Gemeinschaft der Zukunft mit der „the best of both worlds“-Semantik (Brill, 2003:100) suggeriert die Freiheit von räumlichen Restriktionen und wird dem tatsächlichen Spannungsfeld zwischen Freiheit und Normierung im Netz nicht ganz gerecht, denn die „Praxis virtueller Gruppen ist weder mit den Idealen noch der mobilisierenden Kommunikation der virtuellen Gemeinschaft identisch“ (2003:101).

Die Cyberspacebewegung ist nun nicht zu verwechseln mit der virtuellen Gruppe. Das globale Dorf weist eine Paradoxie auf, die in der Natur der Sache begründet ist. Nimmt man die Lokalität als zentrale Bedingung für die Entstehung von Gemeinschaft an und will dies in einem delokalisierenden Medium erreichen, so entsteht eine nicht aufzulösende Paradoxie. Das Internet entkoppelt dabei, worauf die Gruppe eigentlich angewiesen ist. Sie ist scheinbar auf einer Idee begründet.

Die virtuellen Gruppen sollen die Ideenwelt der oben beschriebenen Cyberspacebewegung praktisch realisieren. Langfristig sind nach Brill Enttäuschungen der Ideale zu erwarten. Was mit den Idealen der Freiheit verbunden wird, ist eine Verwechslung. Die Kommunikation einer Gruppe ist auf persönliche Kommunikation angewiesen. Die Bewegung ist aber gerade nicht die Kommunikation einzelner Personen, sondern findet auf einer unpersönlicheren Ebene statt. Doch das Wechselspiel zwischen Ideenwelt und Gruppenstruktur bleibt auch nicht folgenlos. So ist zu erwarten, dass die Attraktivität der virtuellen Kommunikation aufgrund der immer vielfältigeren Möglichkeiten steigen wird und damit auch die Ideale immer wieder in neuen Formen erprobt werden können (vgl Brill, 2003: 105).

Obwohl insgesamt noch ein recht unerforschtes Gebiet gibt es doch mittlerweile einige Studien und Ansätze, sich der Art der Sozialität zu nähern, welche im Internet verschiedenste Ausprägungen annimmt. Sie führen zu dem Schluss, dass sie nicht ausreichend mit dem Gegensatz zu Face-to-Face-Beziehungen beschrieben werden können, wie es in vielen Kommunikationsmodellen nahegelegt wird. Die gesellschaftliche Bedeutung ist noch unklar (vgl. Thiedecke, 2003). Die Erscheinungsbilder sind aber so vielfältig, dass der Begriff der virtuellen Gruppe zu recht als zu unspezifisch charakterisiert wird (vgl. Dollhausen / Wehner, 2003: 69). Die Unterscheidung zwischen www, chats, MUDs mailinglists ect. weisen völlig unterschiedliche Kommunikationsstrukturen auf, werden aber meist nicht unterschiedlich behandelt. Was thematisiert wird, ist die soziale Bindung im virtuellen Raum, der Wandel sozialer Integration durch das Medium

und die Überwindung von räumlicher Distanz. Der Versuch, die Andersartigkeit der Kommunikation nachzuweisen vernachlässigt zudem die Zusammenhänge zwischen realen und virtuellen Prozessen (vgl. Dollhausen / Wehner, 2003: 70ff).

Im Folgenden werden nun die Ansätze und Konzepte anhand von Studien zu virtuellen Gruppen zusammengefasst, um anschließend einige Charakteristika herauszustellen.

Barry Wellmann wendet die Theorie der sozialen Netzwerke auf die CMC (Computer-mediated-Communication) an, um Belege für dichte abgegrenzte Gruppen oder lockere Netzwerke im Internet zu finden und zeigt, dass die CMC sowohl Eigenschaften von dichten abgegrenzten Gruppen wie auch von losen offenen Netzwerken haben können. Auch hier sind keine abschließenden Feststellungen möglich. Die Merkmale der sozialen Netzwerke sind:

- Dichte,
- Reichweite,
- Ausschließlichkeit
- Soziale Kontrolle und
- Stärke der Bindungen.

Die technischen Restriktionen können die Abgrenzungsmöglichkeiten verstärken. Zugangsmöglichkeiten, technische Kontrolle über Teilnehmer und ihre Aussagen sind teilweise stärker in ihrer Wirkung als in FaceTo-Face-Situationen. So kann eine sehr abgegrenzte dichte Gruppe entstehen und bestehen bleiben. Dies ist vergleichbar mit normalen Gruppen. Andererseits sind auch Beobachtungen möglich, die im Gegensatz zu FTF-Beobachtungen stehen.

So kann man beispielsweise in normaler Umgebung davon ausgehen, dass die Anwesenheit vieler Menschen dazu verführt, dass sich keiner verantwortlich fühlt zu helfen. Im Netz, in welchem sehr viele Menschen gleichzeitig anwesend sind, kann man sich trotzdem fühlen, als wäre man jetzt allein fähig zu helfen und dadurch die Unverbindlichkeit des Mediums in Frage stellen. Auch bei der Ausschließlichkeit ist beides möglich. Die soziale Kontrolle kann sehr unterschiedlich ausfallen. Die lockere offene Struktur des Internet begünstigt zwar ungehemmtes Verhalten, die Sanktionsmöglichkeiten sind aber auch virtuell vorhanden und führen von verbalen Strafen bis hin zu der technischen Verbannung aus der virtuellen Umgebung. Über die Bindungsstärke lässt sich sagen, dass einerseits unverbindlich, bequem und ohne soziale Hemmschwellen Kontakte geknüpft werden können, andererseits aber auch sehr spezialisierte Beziehungen (thematisch, interessengeleitet) gefördert werden. Insgesamt stellt Wellmann fest, dass es mehr offene Fragen als Antworten gibt und das Wissen über virtuelle Gruppen eher anekdotisch als systematisch ist.

Becker führte eine teilnehmende Beobachtung in Muds und Moos durch und stellt fest, dass die virtuelle Kommunikation durchaus von Ritualen und Konventionen geprägt ist. So finden sich Begrüßungsrituale, Höflichkeitsformeln bei Ankommen und Verlassen der virtuellen Umgebung, Interaktions- und Abgrenzungsstrategien ebenso wie der Respekt vor der Privatsphäre und Sanktionen. Die soziale Kohärenz ist nicht von der körperlichen Anwesenheit bestimmbar.

Becker bestätigte nur teilweise die These der stärkeren Verbindlichkeit durch die soziale Reichhaltigkeit. Wichtiger in diesem Kontext ist der Konventionsrahmen.

Bettina Heintz geht zunächst von der Unwahrscheinlichkeit aus, dass virtuell eine Gruppe entstehen kann, da die Strukturvoraussetzungen für eine Gemeinschaft wie Grenzen, Kontextbezogenheit der Regelsysteme und Selbststeuerung nicht gegeben sind (vgl. Heintz, 2003:180 ff). Das Internet weist ihrer Meinung nach strukturelle Schwächen auf, daher sieht sie keine Ähnlichkeit mit realweltlichen Gruppen. Auf die sogenannten Gruppen treffen eher die Eigenschaften von losen Netzwerken zu. Nicht die Beziehung sondern nur die abstrakte Gemeinsamkeit ist die Basis für die Gemeinschaft. So stellt die virtuelle Gemeinschaft keine Rückkehr ins Ideal der Dorfgemeinschaft dar, sondern ist vielmehr als eine eigenständige Sozialform zwischen der realweltlichen und der imaginierten Gemeinschaft zu betrachten (vgl. Heintz, 2003).

Elisabeth Reid-Steere sieht ähnlich wie Heintz den Zweck als Basis für eine Gemeinschaft als nicht ausreichend an. Sie bezieht sich auf die Illusion von einem Selbst, welche im Netz die Freiheit erhält, nur das zu projizieren, was der andere sehen soll. Sie wendet sich gegen die positive Sicht auf das Experimentieren und Spielen mit Aspekten der Persönlichkeit (vgl. Turkle, 1995) als eine befreiende Erfahrung und stellt die Problematiken dar, die sich daraus ergeben. So führt ihrer Meinung nach gerade diese Spiel mit Aspekten zu einer Erstarrung und Inflexibilität. Die dem Internet eigene Mischung zwischen Spontaneität der Äußerung bei gleichzeitiger Unauslöschlichkeit der Worte führt nach Reid

häufig zu einer ungewollten Polarisierung der eigenen Meinung, welche eine negative Wirkung auf die Gemeinschaftsbildung hat. Statt einer flexiblen Reaktion auf den Gesprächsverlauf besteht die einzige Chance in einem Neubeginn unter anderem Namen, also einer anderen Identität. Dadurch führt jede Aufsplitterung der Persönlichkeit zu einer sozial und psychisch sehr beschränkt agierenden Teilpersönlichkeit. Das virtuelle Selbst ist quasi unfähig sich zu verändern, es kann nur in einen neuen Aspekt unter einem neuen Namen wiedergeboren werden. Der fließende Charakter der Identität genießt nach Reid viel Aufmerksamkeit in der Forschung. Als vernachlässigt empfindet sie daher die fließenden Übergänge des Raumes im Internet, die im Zusammenhang mit der Online-Identität stehen. Obwohl auch in der Realwelt eine Fragmentierung der Persönlichkeit vorhanden ist, so ist doch der Raum als gemeinsame Basis vorhanden. Reid sieht den Raum als die Grundlage für die Wahrnehmung des anderen als Person an. Da die Onlinepersönlichkeiten nicht im selben Raum sind, entsteht ein psychischer Bruch aus Mangel an Integration in einem Raum. Trotzdem oder gerade deswegen wird nicht eine geistige Wirklichkeit sondern eine körperliche nachgeahmt, wenn beispielsweise online-Strafen verhängt werden. In dem von ihr beobachteten MUD bestand die Tendenz zu rückschrittlichem, beinahe mittelalterlichem Sanktionsverhalten, das allerdings ohne die Verbindung des körperlichen Selbst mit dem gesellschaftlichen Selbst keinen Sinn macht. Eine Strafwirkung öffentlicher Demütigung oder „an-den-Pranger-stellens“ ist nur wirksam, wenn der gemeinsame Raum der Gemeinschaft dringend gebraucht wird, um zu überleben.

Hier findet eine Überbetonung von Körperlichkeit in verbalen Ausdrucksformen statt, die so nicht notwendig scheinen.

Döring und Schestag (2003) untersuchen soziale Normen in Foren, wobei sie Foren als die technische Infrastruktur verstehen, die einer Anzahl von Personen einen Kristallisationspunkt für ihre spezielle soziale Praxis bietet. Foren werden ihrer Meinung nach über einen bloßen Treffpunkt hinaus von den Nutzern als virtuelles Territorium aufgefasst, gestaltet und verteidigt (2003:310). Das schnelle Wachstum einer Online-Gemeinschaft kann allerdings dazu führen, dass mehr und neue Regeln gebraucht werden. Baym (2003: 303) vergleicht dies mit dem Prozess der Urbanisierung von Kleinstädten.

Über die Notwendigkeit von Regeln besteht laut Döring und Schestag ein Konsens der Nutzer, jedoch besteht weder ein festes Regelwerk noch Klarheit darüber, wer die Regeln wie durchsetzen soll. So setzen sich häufig streng hierarchische Strukturen durch, die nicht selten zu einem Machtmissbrauch der technisch versierten Nutzer mit Administratorrechten führt.

In vielen Internetforen lassen sich nach Stegbauer (2001 und 2004) Zentren und Peripherie finden, worin Akteure in Subgruppen multilog kommunizieren. An den Möglichkeiten liegt das nicht. Diese Struktur wird vielmehr aktiv von den Hauptakteuren hergestellt, da sie vom Zentrum aus die Kommunikation verbinden (Brückenfunktion) und steuern. Die Hauptakteure zeichnen sich in der Regel durch hohe Kompetenzzuschreibung und Aufmerksamkeit der Teilnehmer aus.

Die Wertung von außen steht allerdings in engem Zusammenhang mit thematischen Kenntnissen und der Fähigkeit Beziehungen zu knüpfen. Diese Akteure sind es auch, die großen Einfluss auf den Ausschluss anderer von Diskussionsforen haben. Das Verhalten schreibt Stegbauer einem aktiven Interesse am Bestehen eines Sozialraumes zu (vgl.2001:234). Er geht davon aus, dass soziale Gebilde einem Prinzip der Selbstähnlichkeit sozialer Strukturen folgen. Das bedeutet, dass es eine allgemeine Regel der Strukturierung gibt, die auch in internetgestützten Foren zu einer bestimmten Formierung beitragen. Diese Regeln seien auch nicht durch neue Medien überwindbar. Das Grundmuster, das er für mailinglisten nachgewiesen hat, entspricht der Zentrum-Peripherie-Struktur, die auch in Städten nachweisbar sind und subgruppenartige Multiloge. Diese Strukturen lassen sich auf drei Ebenen feststellen: Für die Individuen, für das Forum und für das gesamte Internet. Die Auffassung, dass sich ähnliche soziale Grundmuster einstellen wie in materiellen Räumen, entspricht der bei Döring festgestellten Auffassung, dass Medien immer dazu genutzt werden, um bestehende Kontakte zu pflegen, also ergänzend in das soziale Geschehen integriert werden. Das Muster, das er hier als Struktur beschreibt, ist ein Beziehungsmuster, also ein Muster von Relationen zwischen den Nutzern, die sich aus kommunikativen Verdichtungen ergeben. Ein ähnliches Muster der Verdichtungen ergeben sich aus der Linkstruktur, so dass auch im gesamten Internet (www) die Zentrum-Peripherie-Struktur zu beobachten ist.

Steve Woolgar (2002) stellt aufgrund zusammengeführter Forschungsergebnisse fünf Regeln der Virtualität fest:

Der Nutzen des Internet hängt von lokalen und sozialen Kontext ab.

1. Ängste und Risiken sind ungleich verteilt.
2. Technik ersetzt nicht die realen Aktivitäten, sondern ergänzt sie nur.
3. Je mehr virtuell passiert, desto mehr passiert auch real.
4. Je mehr global stattfindet, desto mehr lokale Verantwortung entsteht daraus.

Die Regeln, die Woolgar beschreibt, erklären schnell, weshalb der Mythos der Entgrenzung, der Demokratisierung und Entterritorialisierung nicht haltbar ist. Weder die Verbindung zwischen virtuellen und materiellen Räumen noch das tatsächliche Geschehen innerhalb der virtuellen Räume ist bisher sachlich-theoretisch diskutiert worden. Die gesellschaftliche Bedeutung der virtuellen Räume ist somit noch völlig unklar.

Die konkreten Erfahrungen mit virtuellen Gruppen im Bereich der Online-Partizipation und –mediation sind bescheiden. Der Pionier war das RuleNet-Projekt der Atomaufsichtsbehörde in den USA (Ferez/Rule, 1999). Hier wurde eine Website mit elektronischen Diskussionsforen eingerichtet, um Experten und Betroffene an der Neuformulierung der Feuerschutzrichtlinien in Atomkraftwerken zu beteiligen. Eine Reihe von internetgestützten Verfahren in öffentlichen Konfliktlagen hat es bereits gegeben (Fietkau, 2001), auch wenn die Online –Mediation sozusagen noch „in den Kinderschuhen steckt“ (vgl. Märker/Trénel, 2003:10).

Das Internet ist kein konfliktfreier Raum, hat aber Vorzüge, die für Mediation und Bürgerbeteiligung eingesetzt werden können. Die physische und psychische Distanz kann dazu führen, dass emotionale Feindseligkeiten zurücktreten. Die Asynchronität. Das bedeutet nicht zeitgleiche Kommunikation trägt dazu bei, da mehr Zeit zum Reagieren bleibt als in Face-to-Face-Situationen. Virtuelle Räume als soziotechnisches System zur Interaktion zu nutzen, unterliegt derzeit einem Trend und könnte noch großes Potenzial entwickeln. Beim Vergleich zwischen Gruppen, die Face-To Face oder per Computer miteinander kommunizieren (vgl. McGrath, 1994 und Thompson, 2002) schneiden CMC-Gruppen bei brainstorming besser ab als die Vergleichsgruppe. Es kommen mehr und bessere Ideen. In der Entscheidungsfindung oder Konfliktlösung sind allerdings die FTF-Gruppen den CMC-Gruppen überlegen. Hier wird als psychologische Ursache die „fehlende Vertrauensbildung aufgrund der nicht verifizierbaren Authentizität“ gesehen (Trenel, 2003:112). Allerdings gibt es laut Döring (siehe oben) auch Hinweise, dass dies mit der Erfahrung mit dem Medium zusammenhängt und daher ausgeglichen werden könnte. Eine Simulation eines Online Mediationsverfahrens (Hammond, 2001) lässt den Schluss zu, dass die Zufriedenheit der Teilnehmer weniger von der anschließend erzielten Einigung als vielmehr von der entspannteren Verfahrensweise abhängt. Die Teilnehmer ließen sich stärker auf die Diskussionen ein als in vergleichbaren FTF-Verfahren. Als Grund dafür gaben sie die selbstgewählte Zeit und den selbstgewählten Ort an, von wo aus sie sich beteiligen konnten. Zusätzlich war mehr Zeit dazu da, die Prozesse zu analysieren und die eigene Reaktion zu bedenken.

Aus Sicht der Moderation gibt es in Online-Diskussionen technisch gesehen mehr Restriktionen. So lassen sich Zugriffsregelungen, Beitragsbezeichnungen, Hervorheben von Beiträgen, Löschen von Beiträgen, Filtermöglichkeiten und Verfahrensregeln zentral steuern, ohne dass dies immer sichtbar für die Nutzer sein muss. Allerdings tritt auch die Person des Moderators stark in den Hintergrund und kann nicht durch körperliche Anwesenheit regulierend eingreifen.

Insgesamt ist die Überwindung von räumlicher Distanz ein Kriterium für den Einsatz des Internet in Bürgerbeteiligungsprozessen und Mediationsverfahren. Zeitliche und räumliche Unabhängigkeit ermöglicht dem Nutzer größere Kontrolle. Dies führt dazu, dass die Beteiligung eine niedrigere Hemmschwelle haben kann, wenn die technischen Fertigkeiten vorhanden sind.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass Studien zu Interaktionen mit Hilfe von Informationstechnik die Überwindung von Raum und Zeit thematisiert, ohne näher auf den Raum einzugehen, der sich innerhalb des Mediums befindet. Zwar wird häufiger von einem neuen sozialen Interaktionsfeld oder einem sozialen Raum gesprochen, dies aber wenig systematisch. Die Auswirkung der fehlenden Materialität auf die Strukturierung dieser Räume wird bislang nicht konkret untersucht. Einen ersten Ansatz dazu gibt es bei Stegbauer.

2.5 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Im Ergebnis scheint das Internet durch seine Charakteristika besonders gut geeignet zu sein, mehr und andere Gruppen von Bürgern für Bürgerbeteiligung aktivieren zu können. Die herkömmlichen Bürgerveranstaltungen bestehend aus der Unterrichtung der Bürger über bereits geplante Maßnahmen, das Einräumen von Rederechten oder die Anhörung von Bürgern im Rahmen von Erörterungsterminen sowie die Auslage der Planungsunterlagen zu Bürozeiten entsprechen dem traditionell hoheitlichen Handeln und sind somit für manche Bürgergruppen nicht mehr zeitgemäß.

Das Internet verändert die Kommunikation, beeinflusst auch die Wahrnehmung von Öffentlichkeit. Es bringt auch andere Möglichkeiten der Selbstdarstellung hervor, doch all dies wirkt sich nicht auf alle Lebensbereiche aus und kann auch nicht von heute auf morgen die gewachsenen sozialen Strukturierungsmechanismen über den Haufen werfen. Es ist keinesfalls möglich, die virtuelle Gemeinschaft als homogene oder egalitäre Gruppe zu betrachten. Es finden intern durchaus Prozesse der Differenzierung in Schichten statt. Das Internet scheint aber die Entstehung einer Kommunikation zu fördern, die nicht die übliche Lagerbildung zulässt. In vielen Internetforen lassen sich lediglich Zentren und Peripherie und Multiloge (vgl. Stegbauer) finden. Die Hauptakteure zeichnen sich in der Regel durch hohe Kompetenzzuschreibung und Aufmerksamkeit der Teilnehmer aus. Die Wertung von außen steht allerdings in engem Zusammenhang mit thematischen Kenntnissen und der Fähigkeit Beziehungen zu knüpfen.

Die zuvor beschriebenen Modelle der computervermittelten Kommunikation gehen von einer stark individuumszentrierten Sicht auf die einzelnen Nutzer und ihre Kommunikation aus. Doch das Internet zeichnet sich im Gegensatz zu anderen Kommunikationsmedien dadurch aus, dass es Sozialräume schaffen kann. Die hierbei möglichen virtuellen Orte weisen eine Parallele zu geografischen oder materiellen Räumen auf, insbesondere wenn sie synchrone Kommunikation ermöglichen. Sie erlauben den Nutzern, sich außerhalb ihrer regionalen Einbettung neue Kontexte zu schaffen, die durch die Ähnlichkeit der Interessen sogar einen höheren Zusammenhalt bieten können als Zusammenkünfte in Face-to-Face-Situationen.

Die Frage, die sich die Soziologie stellt, ist das Zustandekommen von sozialer Strukturierung in virtuellen Räumen. Auch wenn eine Analogie zu „normalen“ Räumen herstellbar ist, so ist es doch nicht abwegig, zumindest andere Hauptakteure im Netz zu finden. Um zu einer Aussage über Strukturierungsmerkmale zu kommen, werden aber zunächst immer noch vielfach individuelle Typisierungen von Teilnehmern in virtuellen Räumen vorgenommen und in der Literatur anhand von Kompetenzen und individuellen Merkmalen oder Verhaltensweisen unterschieden. Die Typen sind implizit mit der Strukturierungsthese verknüpft, da sie einen Bezug zur virtuellen Gruppe aufweisen. Häufig sind es Formen von Rollendifferenzierungen, was auch daran liegen mag, dass die Rollenwahrnehmung weniger körperliche Erscheinung braucht. So unterscheidet man beispielsweise zwischen Freak, Hobbyist und Pragmatiker, welche sich außer durch ihre Medienkompetenz auch durch die Motivation unterscheiden, Beziehun-

gen über das Netz aufzubauen. Döring zählt die gängigen Unterscheidungen Newbies und Oldbies, Lurker und Poster und schließlich die Light user und Heavy user auf. Lurker sind als passive Nutzer beschreibbar, die eher der Kommunikation zuhören als selbst daran teilnehmen, was in Internetforen in der Regel den größten Teil der Teilnehmer ausmacht. Es gibt außer der Motivation und dem individuellen Verhalten auch noch zusätzliche Typisierungen nach der Funktion für die virtuelle Gemeinschaft. So unterscheidet man noch technical leaders, communication leaders von participants und lurkern. Es gibt Akquisiteure, Ankündiger, Zusammenfasser, Diskutanten, Sittenwächter und die gefürchteten Spammer (vgl. Stegbauer, 2001:146 ff.) Die individuelle Erklärung, beispielsweise Kompetenzen für strukturelle Formen verantwortlich zu machen, ist nach Stegbauer empirisch nicht haltbar (2004:98). Bei diesen Typisierungen darf man nicht übersehen, dass Gemeinschaften oder Gruppenstrukturen weder aus der Motivation von Einzelnen noch aus den technischen oder formalen Möglichkeiten heraus zu erklären ist. So stellt Stegbauer fest, dass keine der populären Strukturmythen, beispielsweise Entgrenzung, Egalisierung oder Entterritorialisierung zutreffend sind. Hier finden Übertragungen der technischen Möglichkeiten auf das Soziale statt, ohne dass auf die Grundmuster des Sozialen geachtet wird. Es ist keinesfalls möglich, die virtuelle Gemeinschaft als homogene oder egalitäre Gruppe zu betrachten. Es scheinen intern durchaus Prozesse der Differenzierung in Schichten stattzufinden. Leider ist die Forschungslandschaft, was die Untersuchung von Internetforen betrifft noch sehr karg. Doch soviel lässt sich schon sagen: Im Internet lassen sich interessan-

terweise spezifische Strukturen nachweisen, die man im „Normalfall“ den materiellen Gegebenheiten des Raumes zuschreiben würde. Das Internet scheint die Entstehung von Multilogen und Subgruppen zu fördern, ähnlich wie es in physikalischen Räumen ohne feste Institutionalisierung zu beobachten ist. Die Erklärung dieser Erscheinung durch natürliche Grenzen der Stimme und deren Tragfähigkeit ist ein Argument, das im virtuellen Raum kein Gewicht hat.

2.6 Bedeutung für die Nutzung des Internet für Bürgerbeteiligungen

Man muss sich vor Augen halten, dass es sich bei der Bürgerbeteiligung nicht um einen spontanen Zusammenschluss von Betroffenen im Sinne einer virtuellen Gemeinschaft handelt, sondern um eine im Idealfall von politischen Akteuren geplant eingesetzte demokratische Aktion. Der Einsatz eines neuen Mediums entlastet keinesfalls von den Anforderungen an Strukturierung und Organisation im Sinne einer Selbstregelungserwartung. Es entstehen sogar neue Anforderungen durch die Andersartigkeit des Mediums, das die traditionelle Form der Bürgerbeteiligung radikal verändert. Ein spontan dahin gesagter Satz hat im Internet eine andere Bedeutung als in einer öffentlichen Versammlung.

„Obgleich ein Online-Gespräch sich genauso flüchtig und informell anfühlen mag wie ein Telefongespräch, hat es die Reichweite und Beständigkeit einer Publikation“ (Rheingold, 1994:54)

Das Internet verbindet die Vorzüge der mündlichen und schriftlichen Kommunikation, wie es das Oraliteralitätsmodell beschreibt

(vgl. Schwalm, 1998). Es geht im Dialog und schnell, jedoch ist alles schriftlich fixiert und daher viel verbindlicher als die rein mündliche Aussage, was für die Teilnehmer mehr Selbstdisziplin erfordert, die Beiträge zu überdenken. Die Vorteile der Anonymität, der Schriftlichkeit, der fehlenden Materialität bieten zusätzlich eine Chance, das Medium für Bürgerbeteiligungen nutzbar zu machen. Jedoch darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Bürgerbeteiligung aufgrund dessen von alleine demokratischer abläuft. Hier ist die Grenze der Selbstregelung genau zu definieren.

Um es auf den Punkt zu bringen, sind es also die speziellen Vorteile der Computerbasierten Kommunikation für Bürgerbeteiligung, die vorwiegend aus der Körperlosigkeit resultieren:

- Anonymität
- Textbasiertheit
- Individualisierung und Pluralisierung

Anonymität

Anonymität befördert normalerweise den Verlust der eigenen Identität und akzentuiert die soziale oder Gruppenidentität. Bei der Internetkommunikation kommt es zu einer Verstärkung der individuellen Standards, gerade weil die individuellen Merkmale der anderen Gruppenmitglieder zur Verhaltensorientierung weitgehend fehlen. Internetkommunikation ist zwar weniger vielfältig als direkte Face-to-face-Kommunikation, die reduzierte Verfügbarkeit der psychosozialen Informationen über die Kommunikationspartner lässt sich aber auch als ein Vorteil für Bürgerbeteili-

gungen interpretieren. Da die sozial-strukturellen Merkmale fehlen, spielen soziale Hemmungen eine geringere Rolle.

Dies führt dazu, dass Status und Herkunft nicht über die Güte eines Arguments entscheiden. Soziale und individuelle Schranken sind leichter zu überwinden. Ein schüchterner Mensch kann im Internet ganz anders agieren als in direkten Face-to-face-Situationen. Weder Kleidung noch Aussehen, weder Platzierung noch laute Stimme oder Blicke können die Kommunikation dominieren. Sichtbarkeit ist allein durch das Wort gegeben. Es zählt nicht die Person, sondern die sprachliche Vermittlung des Arguments.

Textbasiertheit

Das Internet ist in der Lage einige Vorzüge der mündlichen und schriftlichen Kommunikation zu verbinden. Kommunikation läuft dialogisch ab und schnell wie am Telefon, jedoch ist alles schriftlich fixiert und damit verbindlicher als mündliche Absprachen. Gleichzeitig stellt dies auch andere Anforderungen an die Teilnehmer, die sich mit ihren Beiträgen dadurch auch stärker binden. Ein spontan „kommunizierter“ Satz hat im Internet eine andere Bedeutung als in einer öffentlichen Versammlung. Dadurch, dass Aufmerksamkeit nur durch Worte erzeugt werden kann, entsteht ein Zwang zur Stellungnahme, der in traditionellen Prozessen nicht so deutlich besteht. Der Nachteil, dass man aufgrund der fehlenden Kommunikationskanäle der Körpersprache mehr sprachliches Fingerspitzengefühl braucht, um die Botschaft richtig zu verstehen, wird dadurch ausgeglichen, dass man auch mehr Zeit zum Formulieren und Lesen hat. Das Internet bietet

hier insofern einen stärker geschützten Raum als traditionelle Verfahren. Gleichzeitig ebnet das Internet soziale Ungleichheit keineswegs ein, weil seine Textbasiertheit eine höhere Sprachkompetenz erfordert.

Individualisierung und Pluralisierung

Das Netz bietet im Gegensatz zum lokal beschränkten real-life sogar noch vielfältigere Möglichkeiten, sich thematisch und spontan mit anderen Menschen zusammenzufinden und so gezielt Teil-Identitäten und Selbstakzeptanz zu stärken. Die Konzentration auf individuelle Bedürfnisse entspricht auch der modernen Auffassung von Bürgerengagement und Beteiligung.

Mit der Auflösung der klassischen Geschlechterrollenverteilung, der gewandelten Arbeitsformen und -zeiten sowie dem Drang zu selbst bestimmten Lebensmustern wird auch die Abgrenzung zwischen den einzelnen klassischen Milieus und das (identitätsstiftende) Zugehörigkeitsgefühl zu bestimmten Milieus immer diffuser. Vorteil dieser klassischen Milieuzugehörigkeit war, dass Motivlagen von gesellschaftlichen Gruppen gebündelt waren und somit sich den gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Organisationen als traditionelle Aktionsfelder die Gelegenheit bot, sich institutionell und strukturell auf diese Motivlagen auszurichten. Diese Möglichkeiten fallen zunehmend weg.

Daher weisen die Beteiligungsformen in den vergangenen Jahren sehr starke Pluralisierungs- und auch Individualisierungstendenzen auf. Dabei kommen zunehmend selbstbestimmte und projektbezogene Engagementformen zum Einsatz. Diesen, im Rahmen von Selbsthilfen, Nachbarschaftshilfe oder bei Bürgerinitiati-

ven auf das Gemeinwesen gerichtete und auf freiwilliger Basis erfolgenden Aktivitäten, liegt in der Regel kein Erwerbszweck zugrunde und sie erfolgen häufig spontan, zeitlich begrenzt oder auch sporadisch und in selbstorganisierter Form (Hacket, Mutz 2003, 3). Es gibt „eine deutlich gestiegene Bereitschaft in quantitativer und qualitativer Form für ein Bürgerengagement in neuen, primär informellen Strukturen, möglichst ohne Rechtsform mit egoistischen, interessenpartikularistischen Komponenten, bei denen sich Mitglieder vielfach in ad-hoc-Zusammenschlüssen nur für eine bestimmte Zeit und räumlich begrenzt zusammenfinden.“ (Hacket/Mutz 2003, 3).

Diesen veränderten Bedürfnislagen einer individualisierten Gesellschaft kommt das Internet wesentlich besser entgegen. Die heute viel stärker ausgeprägte Souveränität der sich Engagierenden, eigene Beziehungsnetz aufzubauen und zu managen sowie die Zugehörigkeit und Abgrenzung nach eigenen Bedürfnissen und Interessen selbst zu bestimmen, ist dabei wesentlich stärker als bisher berücksichtigt.

Das Netz kann dadurch neue Zielgruppen erschließen, indem es Gruppen erreicht, denen die traditionellen Formen der Bürgerbeteiligung, wie sie durch die Vereine und Parteien angeboten werden, nicht mehr gerecht werden.

Ebenso könnte man nun auch vermuten, dass es ein Nachteil sein kann, wenn es keinen Hausherrn gibt, also keine Verantwortung für den Prozess, den man im materiellen Raum ja hat.

Der Selbstregelung überlassen kann die fehlende Ordnung im Internet nun zu dem Chaos führen, das manche befürchten. Dem gegenüber lässt sich erwidern, dass Teilnehmer auch den virtuellen Raum in Besitz nehmen wollen, es aber schwerer ist, da die körperliche Anwesenheit nicht gegeben ist. Weder durch Platzierung noch durch laute Stimme und Blicke kann man auf sich aufmerksam machen. Sichtbarkeit ist allein durch das Wort gegeben. Das Argument zählt, nicht die Person. Dadurch, dass Aufmerksamkeit nur durch Worte erzeugt werden kann, entsteht ein Zwang zur Stellungnahme, der in traditionellen Prozessen nur teilweise durch die Moderation erfolgt. Der Nachteil, dass man aufgrund der fehlenden Kommunikationskanäle der Körpersprache mehr Fingerspitzengefühl braucht, um die Botschaft richtig zu verstehen, wird dadurch ausgeglichen, dass man auch mehr Zeit zum Formulieren und Lesen hat. Das Internet bietet hier einen wesentlich geschützteren Raum als traditionelle Verfahren. Moderatoren haben viele Restriktionsmöglichkeiten bereits auf der technischen Ebene, beispielsweise können Beiträge gelöscht werden, die andere angreifen.

Allerdings muss man der Flüchtigkeit des Mediums auch Rechnung tragen. In eine öffentliche Sitzung geht man hinein und verlässt sie in der Regel erst, wenn sie vorbei ist. Im Internet geht man ein und aus, ohne sich allzu sehr verpflichtet zu fühlen, etwas anzuhören oder gar beizutragen. Ein Bürgerbeteiligungsverfahren kann also darunter leiden, dass es nicht ernst genug genommen wird. Die Bewerbung eines internetgestützten Verfahrens und die Überführung in fest installierte Angebote erfordert

daher mehr Aufwand als die traditionellen Verfahren, die schon bekannter sind.

Das Internet scheint nun also durch viele seiner ihm eigene Charakteristiken besonders gut geeignet zu sein, bei Bürgerbeteiligungen mehr und andere Gruppen von Bürgern aktivieren zu können. Zusätzlich zeigt sich beim Einsatz dieses Mediums eine neue Qualität des Diskurses, die sich dadurch auszeichnet, dass Interessen gleichwertig nebeneinander Bestand haben und Argumente auch eingebracht werden, wenn der entsprechende Kommunikationspartner gar nicht anwesend ist. Die fehlende Materialität auf der körperlichen Ebene kann also in der Kommunikation in Internetforen durch entsprechende Medienkompetenz ausgeglichen werden bzw. bekommt sogar einen positiven Nebeneffekt, der der sozialen Interaktion eine neue Note gibt. Ob die fehlende Materialität aber auch im Falle des fehlenden Raumes ein Vorteil ist oder ob er ausgeglichen wird, ist zu fragen.

3

Diskussion der Theorien zu Raum und Kommunikation im Internet

3.1 Allgemeine Theorien zu Raum im Internet

Der virtuelle Raum, der Cyberspace liegt nach Wertheim jenseits des physikalischen Raumes, er unterliegt nicht dessen Gesetzen, selbst wenn er mit den Sinnesorganen erfasst werden muss. Raum bekommt so eine Bedeutung, die für das Internet im Vergleich zum euklidischen Raumkonzept neu und noch nicht verstanden ist. Es erinnert allerdings stark an ein in der

Menschheitsgeschichte weit zurückliegendes Raumverständnis. Der aristotelische Raum hatte noch keine Ausdehnung und Tiefe, er war nur Oberfläche (vgl. Wertheim, 2000, S. 103). Sozial- und geisteswissenschaftliche Raumkonzeptionen haben sich immer wieder vom Menschen entfernt und genähert. Der archaische Raum nach Leibniz, als seelisch aufgeladener Umraum des Menschen beschrieben, war etwas, das Menschen verbindet. Der leere Raum, der in neuerer Zeit entstand, stellte Menschen einander gegenüber. Raum diente der bloßen Anschauung als Form (Kant), war nach außen projizierte Triebkraft, entstammte dem Erlebnis des Bewegenkönnens (Scheler). Die Existenz vollzog sich im Raum oder war Raum (Heidegger). Raum gehörte der Perspektive und nicht den Dingen an, die Perspektive aber entsprang dem leiblichen Sein. Die phänomenologische Konzeption des Raumes knüpfte an die Handlungsfähigkeit des Menschen an, ohne die keine Erfassung von Tiefe möglich wäre. Der Mensch konnte den Raum förmlich spüren, was insbesondere unter der Wirkung von Halluzinogenen erfahrbar war. Hier wurden die Schranken zwischen den Sinnen aufgehoben und in einer Wahrnehmung vereint (Fuchs, 2000:160 ff). Der mittelalterliche Raum war nicht das physikalische Konzept für Körper, sondern auch ein Raum für Bereiche, die außerhalb der physikalischen Fassbarkeit liegen. Gemeint ist der Raum für die Seele, aber man könnte auch leicht von virtuellem Raum sprechen. Cyberspace ist ein grundsätzlich anderer Ort, aber durchaus real. Mehr als ein bloßer Datenraum besitzt er eine räumliche Natur, indem er Gelegenheiten für die immateriellen Aspekte des menschlichen Lebens bietet, für die in einem materialistisch geprägten Weltbild kaum Platz ist.

Die dualistische Realität erfährt im Cyberspace eine Renaissance. Wertheim beschreibt ihn als einen Raum des Seins, als kollektives übersinnliches Reich, wobei das Erleben der Nutzer die Realität dieses Raumes bestimmt. Der Cyberspace ist demnach ein von Menschen selbstgemachter Innenraum. Das Leben in einer zweigeteilten Wirklichkeit könnte sich ihrer Ansicht nach verstärken. Das Bild, das Wertheim hier vom virtuellen Raum zeichnet, weist wieder auf den Mythos hin, der dem Internet zugeschrieben wird, wonach die Befreiung von sozialer Kennzeichnung des Raumes möglich scheint. Als Ort gesellschaftlicher Handlungen, der von Akteuren angeeignet und Ausdruck des kollektiven Gedächtnisses werden kann, bleibt die soziale Kennzeichnung aber nicht aus. Die Nutzung entspricht wie bereits erwähnt einem sozialen Sinngefüge, das Räume zu Zeichenträgern macht.

Nach Faßler kann das Internet als thematischer Zwischenraum zwischen kommunizierenden Akteuren dienen. Dabei ist der Raum weniger als ein durch Kommunikation erzeugter Zustand (Luhmann) sondern vielmehr als eine herzustellende Ereignisebene zu betrachten, die durchaus räumlich ist. „Netze hängen in viel höherem Maße von den Absichten und Kompetenzen der einzelnen Menschen ab als sonstige (...) geographisch verortete Gesprächsverläufe, da der Ort, der Raum für Aktion und Interaktion erst geschaffen werden müssen. Zugleich hängen Menschen in viel höherem Maße davon ab, diese Orte und Räume aufrufen und entwerfen zu können“ (vgl. Faßler, 2001, S. 244 ff.)

Er unterscheidet in seinem Schichtenmodell mit steigender Abstraktion von körperlichen Räumen ausgehend technische, mediale, elektronische und kybernetische soziale Räume.

Die Ausdehnung von Kommunikationsräumen mit Hilfe von Technik führt nach Faßler zu immer abstrakteren Räumen, die an territorialen, institutionellen und körperlichen Referenzmustern einbüßen. Die informationelle Ferne ersetzt auf Dauer die territoriale Ferne.

Das Charakteristikum virtueller Räume im Internet ist, dass sich soziale Räume selbst erschaffen lassen. Dies ist von Orten, an denen man sich treffen kann (Foren, Websites, Plattformen...) zu unterscheiden. Ein Treffpunkt im Internet kann sprachlich aufgesucht werden, er dient zur Organisation und Orientierung. Sozialraum ist bei Faßler und Wertheim wie meist bei anderen Autoren auch metaphorisch gemeint. Stegbauer misst in seiner Studie die Beziehungsstruktur über die Kommunikationsanalyse. Die strukturierende Funktion des virtuellen Sozialraumes ist dabei allerdings noch nicht erfasst. Die von Stegbauer beschriebene Hauptakteure stellen aktiv einen Raum im Internet her, den die weniger aktiven Akteure anerkennen. Dadurch könnte das Internet reale räumliche Grenzen und die gleichen Funktionen wie materieller Raum erlangen.

Ein Sozialraum ist mehr als ein Kommunikationshindernis, das man überwinden muss, sondern er bringt auch soziale Interaktionen und eine bestimmte Art der Kommunikation hervor. Die fehlende Materialität ist dabei das Spezifikum des virtuellen Raumes. Schauen wir uns daher einmal die Raumlosigkeit im Internet an, wie sie insbesondere in der Systemtheorie dargestellt wird.

Insgesamt werden Medien immer wieder als raumüberwindende Mächte dargestellt, Medien machen den kommunizierenden Menschen vom Raum unabhängig.

In der Luhmannschen Systemtheorie, die Raum bestenfalls als Umwelt von Kommunikation betrachtet, führt ein Medium noch weiter. „Medien der Systemtheorie sind mehr als raumüberwindende Mächte, sie schaffen die Notwendigkeit der Rücksicht auf den Raum für die Kommunikation ab“ (Werber, 2004: 27). Medien bagatellisieren den Platz und die Örtlichkeit, eine Raumlosigkeit stellt sich ein.

Abgesehen davon, dass bereits bei Einführung des Bildschirmtextes ähnlich informationstechnisch Euphorisches versprochen wurde wie heutzutage bei der Nutzung des Internet, nämlich die Unabhängigkeit von Geschäftsstellen, Öffnungszeiten usw., hat sich die Raumlosigkeit von Medien hartnäckig gehalten. Manche Autoren sprechen gar von einem Bedeutungsschwund des Raumes. Funken und Löw stellen allerdings am Beispiel von Spielen im Internet fest, dass eher die archaische Komponente des Container-raumes gesucht wird. Ihre These hierzu ist, dass damit Unsicherheit überwunden werden soll, die durch die fehlende Körperlichkeit entsteht (Funken / Löw, 2001).

Zumindest scheinen Medien wie das Internet die Korrelation zwischen räumlicher und sozialer Nähe aufzuheben (vgl. Niedermayer/Schroer, 2004:128). Durch das Internet kommt der Ort gewissermaßen zum Menschen und verliert dadurch seine Fixierung im physischen Raum. Diese Ortlosigkeit schafft einen Raum ohne Boden. Es finden teilweise Raumdekonstruktionen statt (vgl. Thabe / Schlechter, 2004). Die Besonderheit dieses durch teilnehmende Beobachtung untersuchten Forums ist, dass die Nutzer nach Thabe/Schlechter ganz gezielt und bewusst mit den virtuellen Möglichkeiten der Raumkonstruktion spielen und somit deut-

lich machen, das es keineswegs klar ist, wo sie sich gerade befinden, wenn sie miteinander kommunizieren. Das Spiel mit Dekonstruktionen in diesem Zusammenhang spielt mit traditionellen Formen der Interaktion, hebt Ordnungen auf. Es findet eine ausgesprochen hierarchiefreie Kommunikation statt. Das Spiel mit den Dekonstruktionen von Raum könnte dazu beigetragen haben.

Allerdings scheinen die Menschen nicht ohne die Verortung von Kommunikation auszukommen, was sich auch dadurch ausdrückt, dass im Internet viele Raummetaphern gebraucht werden. Niedermaier und Schroer führen dies auf die soziale Anschlussfähigkeit zurück, der Ort scheint also wichtig für soziale Operationen zu sein. Nach Paetau findet Kommunikation nicht in Räumen statt, sondern schafft diese Räume sogar (vgl 1997). Soziale Verortung ist demnach nicht an physische Räume gebunden, im Internet können Foren dazu dienen, neue Räume für soziale Handlungen zu schaffen. Ob dies zu einer neuen Form der Sozialität oder Öffentlichkeit bei der Bürgerbeteiligung führt, wäre zu fragen. Die Form der Kommunikation in Foren entspricht im Vergleich jedenfalls nach Niedermaier / Schroer eher einem Wirtshaus als einer Bürgerversammlung. Alle können gleichzeitig sprechen, mal hier mal da zuhören und sich einmischen. Man kann kommen und gehen, wann man will, es gibt keine festen Zeiten. Nun lassen sich also vielerlei Thesen aufstellen, wenn man die Untersuchungen von Internetforen betrachtet: Räume können durch das Internet (de)konstruiert werden, das Internetforum kann mit materiellen Räumen verglichen werden (Wirtshaus), die

Einstellung zu materiellen Räumen kann sich durch virtuelle Räume im Internet verändern.

3.2 Fazit der Betrachtungen

In den Betrachtungen von Internetkommunikation stellen Materialität und Körperlichkeit wichtige Faktoren dar. Viele Studien und theoretische Modelle beschäftigen sich mit der Kommunikation im Zusammenhang mit der Körperlosigkeit. Für den Ausgleich der körperlichen Informationen ist relativ deutlich, dass mit steigender Medienkompetenz dieser Nachteil ausgeglichen wird und sogar als Vorteil genutzt werden kann. Bisher ist aber noch keineswegs klar, ob und wie sich die Raumlosigkeit im Internet auf die Kommunikation auswirkt. Es werden Aussagen über die Wirkung von virtuellen Räumen auf die Wahrnehmung von materiellen Räumen getroffen, ohne empirisch die Raumwahrnehmung im Internet erfasst zu haben. Stegbauer stellt hier die Ausnahme dar. Doch auch er geht nicht auf die fehlende Materialität ein und lässt andere außer kommunikativen Strukturmerkmalen außer Acht. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sozialität und Materialität ist daher für ein Internetforum noch nicht beantwortet worden.

Auf den im Internet möglichen demokratischen Raum bezogen, lässt sich zunächst Folgendes festhalten: Im Internet kann der Raum nicht wirklich materielles Substrat beinhalten. Abgesehen von Hardwareanteilen des Computers handelt es sich bei gegebenenfalls vorhandenen jedenfalls um metaphorische Raumstrukturen. Der gesellschaftliche Raum erscheint aber als Resultat ei-

nes Verwendungszusammenhangs seines materiellen Substrats. Daraus ergeben sich Fragen nach den Elementen der materiellen Raumgestalt, die Akteure im Internet finden können, nach der Ordnung und nach den Symbolen und Repräsentationen des Internetaums in Entsprechung zu bestimmten materiellen Substraten.

Geht man davon aus, dass ein Raum an sich eigenschaftslos ist und erst durch Beziehungen und Anschlüsse relevant wird, so ist mit der Definition eines Beziehungsmusters alles getan und dem Raum im Internet keine Bedeutung mehr beizumessen. Geht man allerdings von einem dynamischen Gebilde aus, das durch die Anordnung von Menschen und sozialen Gütern entsteht und verändert werden kann, das Ordnung und Struktur symbolisiert, so kann man nicht mehr umhin, sich zu fragen, wie sich das Verhältnis zwischen Sozialität und Materialität bestimmen lässt (vgl Ahrens, 2004). Ein realer Raum hat Grenzen und Struktur durch die Anordnung von Dingen und Menschen. Nach Dieter Läßle (1992) kann Raum weder ein neutrales Gefäß noch ein passives Resultat von Objektzusammenstellung sein. Gesellschaftliche Handlungen geben Räumen Gestalt und Struktur, die wiederum auf das gesellschaftliche Handeln einwirken. Der Raum ist somit als aktives Wirkungsfeld in einer Gesellschaft zu betrachten. Hierbei kommt der symbolischen Zuschreibung und Bewertung von Raumanteilen eine große Bedeutung zu.

Es lassen sich folgende Raumkonzepte für ein Forum im Internet überprüfen. Raum könnte sein:

1. die sichtbare materielle Welt
2. ein gegebenes Ding, das der Wahrnehmung zugrunde liegt
3. ein durch relationale Ordnungs- und Ortungsprozesse entstandenes Ding (durch Spacing und Syntheseleistung vorrangierter Raum)
4. ein nicht ausschließlich an menschliches Handeln gebundenes Ding

3.3

Diskussion der Systemtheorie zu Raum im Internet

In der Systemtheorie scheint der Raum keine relevante Rolle zu spielen, wenn man bei der Theoriediskussion um Luhmann stehen bleibt. Demnach wären Eigenschaften, die der virtuelle Raum im Vergleich mit dem materiellen Raum nicht aufweist, theoretisch nicht zu erfassen. Es gibt allerdings eine für Raumanalyse aus systemtheoretischer Sicht spannende japanische Weiterentwicklung der Systemmodelle, die den Raum in einer Weise mit einbezieht, die sehr fruchtbar für die Untersuchung virtueller Räume ist. Im Folgenden werde ich darlegen, wie sich der Raumbezug, der sich aus der japanischen Philosophie des Ortes ableitet, auf die Systemmodelle auswirkt und welche Kernpunkte sich daraus für die Untersuchung von virtuellen Räumen am Beispiel von Internetforen herleiten lassen.

3.3.1 Raum und Kommunikation im operativen Systemmodell

Raum ist wie gesagt ein kaum erwähnter Begriff in der allgemeinen Systemtheorie, wenn man von der anschließend ausgeführten Erweiterung durch die japanische Theorie des Ortes absieht. Der Begriff kann also nicht als zentraler Baustein oder an zentraler Stelle gefunden werden, was den Stellenwert von Raum in

gewisser Weise deutlich macht. In der Systemtheorie Luhmanns heisst es sogar ausdrücklich: Systeme seien nicht im Raum begrenzt, sondern haben eine rein interne Form der Grenze (vgl. Luhmann, 1997: 24 ff.). Die Bestimmung von Gesellschaftsgrenzen sei weder auf Raum noch auf Zeit angewiesen. Die rein interne Bestimmung von Grenzen, also aus der Interaktion des Systeminnern heraus lässt sich womöglich auf die Autopoiesistheorie zurückführen. Ein autopoietisches System ist nur dann als ein solches zu bezeichnen, wenn es nicht auf externe Grenzen angewiesen ist (Maturana, 1985: 164f). Diese Vorstellung geht allerdings noch von einem Behälterkonzept des Raumes aus. Es gibt aber darüberhinaus die Vorstellung von Raum als Medium, die auch der Theorie des Ortes (s.u.) näher kommt als die Behältervorstellung. Raum dient dann der Unterscheidung von Stellen und Objekten. Die Errechnung dient dazu, ein durch neurophysiologische Vorgänge erzeugten Bezugspunkt herzustellen, den man als räumlich bezeichnen kann. Dies erinnert an Husserl, der Raum als Stellmedium definiert. Nur die Formen, die durch Objektdifferenzen erzeugt werden, machen das Medium sichtbar, an sich ist es kognitiv unzugänglich (vgl. Husserl, 1991: 67). Raum kann weder gesehen noch sinnvoll bezeichnet werden. Raum wird aus den Stellen, die sich unterscheiden lassen, konstruiert, damit es eine Grundlage für anschlussfähige Operationen gibt. So ist die Einschätzbarkeit von Distanzen und Grenzen eine notwendige Voraussetzung, die auf einer gewissen Gleichmäßigkeit aufbaut. Stichweh geht hier noch einen Schritt weiter und erweitert diese Herstellung von Bezugspunkten auch auf soziale Systeme (vgl. Stichweh, 1998). So könnten auch Grenzen sozialer Systeme

räumlich sein, wenn gemeinsame Bezugspunkte konstruiert werden können. Dies ist ein für die Betrachtung des virtuellen Raumes im Internet eine wichtige Feststellung.

Die Systemtheorie unterscheidet weiterhin Medium und Form. Danach konstituiert sich ein sozialer Raum als Medium der Kommunikation auf der Basis einer Unterscheidung von Stellen und Objekten, die über die Markierung räumlicher Grenzen oder Distanzen zur Formbildung genutzt werden kann. Kuhm (1999) argumentiert, dass der Raum als Medium der Kommunikation mittlerweile an formprägender Kraft verliert und in seiner Funktion weitgehend durch Organisation abgelöst ist.

3.4 Raum im retiven Systemmodell

3.4.1 Japanische Theorie des Ortes

„Durch die Berührung zweier Ränder entsteht noch keine Vermittlung zwischen den Einzelnen.“ Kitaro Nishida

In Anknüpfung an die Selbstorganisationstheorie lässt sich das zentrale Problem autopoietischer Systeme im operativen Ansatz als das Sicherstellen von Anschlüssen definieren. Operationen, die sich durch ihren Ereignischarakter auszeichnen, individualisieren das System. Das System ist nicht im Raum begrenzt, sondern hat eine interne Form der Grenze. Hier ist kein Raumbezug notwendig. Anders stellt sich das im retiven Ansatz dar. Hier ist durchaus eine räumliche und trotzdem dynamische Gestalt vorstellbar. Der Grundgedanke retiver Sozialsystem-Modelle ist das Netz, das sich aus Interaktionen und Beziehungen gestaltet. Indi-

viduen sind Komponenten der sozialen Systeme über die Verhaltensweisen, die das System kennzeichnen. Beziehungen sind begrifflich relativ schwach, ein gemeinsames Bewusstsein mit Hilfe von Beziehungen zu erklären, wäre schwer möglich. Andererseits kann man Sozialsysteme nicht ohne Weiteres nur mit Kommunikationstheorie erklären, jedenfalls nicht, ohne den Kommunikationsbegriff zu überdehnen.

Genau hier profitiert die Systemtheorie vom Raumbegriff. Operative Modelle helfen eher, einzuordnen, denn zu erklären. Retive Modelle mit einem räumlichen Bezug können den Zusammenhang zwischen Individuen und Beziehungen herstellen, weshalb die Kombination der Theorie des Ortes mit der Systemtheorie eine differenziertere Grundlegung erlaubt. Die Theorie des Ortes liegt auch in der geschehensorientierten japanischen Sprache begründet, die eine starke Abhängigkeit zum Kontext, also auch dem Ort aufweist. Zwischen Ort und Raum wird noch zu unterscheiden sein. Die Wahl des Verbs fällt in der japanischen Sprache schwer, ohne den sozialen Raum anzugeben, indem die Handlung sich abspielt. Der Ort wird somit eine Bedingung für das Sprechen und Denken. Daher ist eine Theorie des Ortes in Japan grundsätzlich einleuchtender als für die subjektorientierte deutsche Sprache.

3.4.2 Der Ort als Vermittelndes:

„Dass der Mensch im Raum geboren ist oder im Raum wohnt, sagt mehr, als dass er sich in einer Situation befindet. Er ist Teil des Mediums und wird von ihm getragen.“ Bolnow

Nishidas Logik des Ortes geht davon aus, dass das Einzelne nicht ohne das Aufeinanderwirken des Einzelnen zu denken ist. Einzelne sind aber voneinander unabhängig, weshalb sie ein Vermittelndes brauchen. Nishida zufolge ist es nicht möglich, das Vermittelnde als etwas im Einzelnen Enthaltenes zu betrachten, er betont die Eigentümlichkeit des Vermittelnden und sieht auch das Kriterium des Prozesshaften nicht als hinreichend an, um das Vermittelnde zu beschreiben. Er lehnt nicht das Prozesshafte an sich ab, sondern hält das lineare Prozessdenken für defizitär. Linear zu denken, bedeutet nur zeitlich, sich entwerfend und selbst bestimmend zu denken. Hier fehlt die Wirkung auf den anderen, die wie wir wissen von einem Vermittelnden abhängig ist. Seiner Auffassung nach kann man dem Charakter oder Wesen des Vermittelnden eher gerecht werden, wenn zirkuläres Prozessdenken angewendet wird. Zirkulär ist für ihn räumlich, von der Vergangenheit und vom Allgemeinen her bestimmt. Erst in diesem Prozessdenken wird die aktive Wirkung des Handelnden auf seine Rahmenbedingungen deutlich:

„Nach meiner Theorie des Lebens entsteht die Welt des Lebens dort, wo sie sich als Selbstbestimmung der absoluten Gegenwart in sich selber ausdrückt und sich selber vom Geschaffenen zum Schaffenden zeitlich und räumlich gestaltet. In seiner räumlichen Selbstbestimmung ist es durchaus biologisch, und umgekehrt ist es in der zeitlichen Selbstbestimmung bzw. in seiner ausdruckshaften Selbstgestaltung bewusst und geistig“ (Nishida, 1999:247).

So kann festgehalten werden, dass die zirkuläre Prozesshaftigkeit für Nishida prinzipiell mit dem orthaften, topischen Charakter des

Vermittelnden vereinbar ist. Das Einzige, das die Forderungen erfüllt, ist der Ort, in dem sich die Einzelnen befinden. Um den Begriff Ort richtig einzuordnen, sollte erwähnt werden, dass Ort im Japanischen eine andere Konnotation hat als im Deutschen. Die Bedeutungen reichen von Ort einer Handlung (ba) von Arena, Kampfplatz, Szene im Theater, Börsenmarkt und Feld bis hin zu Ort (basho) als Ort der Existenz im Sinne von Raum, Sitz, Situation bis zu Tätigkeitsfeld. Ort ist im Sinne von Nishida immer handlungsbezogen, mit Inklusion verbunden und räumlich gemeint. Auf Abwandlungen des Ortbegriffs bei Shimizu gehe ich später ein. Nishida wendet sich damit gegen die aristotelische Subjektorientierung und versucht, die Trennung zwischen Materie und Form aufzuheben.

„Um zu wirken, müssen wir die subjektive Welt überschreiten“ (Nishida, zit.n.Latka, 2003: 2;1.2.3)

Dem gegenüber stellt er eine orthafte Logik und fasst das handlungsbezogene Vermittelnde als etwas Orthaftes auf, in dem sich das Subjekt befinden kann, ohne seine Einzigartigkeit zu verlieren. Dabei ist der Ort nicht gleich der Raum. Dieses *in* ist nicht als Inklusion in die Menge zu verstehen, sondern ein Einschluss in ein Feld, in dem die verschiedenartigen Einzelnen Raum erhalten. Fassen wir also noch mal zusammen: Die Verbindung kann nicht vom Einzelnen hergestellt werden, das Vermittelnde wiederum kann nicht Einzelnes sein, da sonst die Einzelnen nur die Enden des Vermittelnden wären. Das Vermittelnde muss folglich im Einzelnen enthalten sein und dies nicht als abstrakter Begriff oder lediglich prozesshaft, sondern ganz konkret, da man sonst den

wesentlichen Charakter des Vermittelnden verfehlen würde. Das Vermittelnde ist der Ort. Zwischen Ort und Einzelnen findet eine Wechselwirkung statt. Individuen sind Nishida zufolge ebenso wie Dinge ausdruckschaft, sie können wirken. Handeln ist immer ein Ausdrucksakt. Der Doppelcharakter des Ausdrucks liegt in der Wirkung sowohl der Dinge auf uns als auch von uns auf die Dinge.

„Der handelnd Anschauende wird so zu einem Gestalter, der selbst wiederum ausdruckschaft Anderes bestimmt und gestaltet.“ (Nishida zit.n. Latka,: 2 (1.2.3).

Das heisst, dass der Ort nicht nur im Denken konstruiert wird, sondern konkret erfahrbar ist. Der Ort ist notwendig für das Leben, denn:

„Seiendes muss so gedacht werden, dass es sich in etwas befindet. (...) auch im Grunde der räumlichen Beziehung besteht die Beziehung zwischen einem Allgemeinen und Besonderen, die erst in die verschiedenen raumhaften Verhältnisse konstituiert werden“ (Nishida, 1999: 87f.).

Das Dasein ist also auf den Raum angewiesen. Erst so lässt sich zwischen Allgemeinem und Besonderem unterscheiden. Doch der Raum enthält nicht einfach Dinge, sondern:

„Das Worin Befindliche hat Anteil an den Eigenschaften des eigenen Ortes, an dem es sich befindet. Was sich im Raum befindet, ist demnach auch räumlich. (...) *Auch der Raum ist eine Art Seiendes*“ (97).

Nishida unterscheidet den wirkenden oder seienden Raum von dem wahrgenommenen Raum, der unseren Sinnen zugänglich ist.

Der Wahrnehmungsraum, den wir sehen, ist nicht unmittelbar der transzendente Raum, der etwas Lebendiges an sich hat. Für Nishida ist der Raum ein Kraftfeld.

„Wenn das Qualitative (im Sinne eines Dinges mit Eigenschaften) das ihm gegenüber Transzendente (d.h. den Raum) in sich selbst aufnehmen will, muss der Raum als solcher zu etwas Qualitativen, d.h. zu einem Kraftfeld werden, so dass der leere Raum zur Kraft wird.(...) Die Kraft ist eine Form (keiso), die in dem Prozess hervortritt, in dem der Ort versucht, alles, was in ihm ist, zu subsumieren“(110).

Hier wird der Raum zu einem sinnlich und sozial erlebbaren Wirkungsgefüge, das an Michail Gosztonyis Gedanke des Raumes als Schwingung erinnert. Der Raum ist nach dessen Auffassung phänomenologisch seinem Wesenszug nach eine Schwingung oder reine Konduktivität. Psychisch kann Raum auch so erlebt werden. Hiermit bringt er eine transrationale Seite in die Untersuchung von Raum. Der Mensch ist durch den Raum einer Spannung ausgesetzt, die durch Frequenzverdichtung entsteht. Raum ist keinesfalls ein statisches Objekt. Er verändert die Dinge und erscheint bei der Betrachtung von innen als bewegt und veränderbar (vgl. Gosztonyi, 1976). Auch Rupert Sheldrake greift diesen Gedanken in der Theorie über die morphischen Felder auf, die beispielsweise die Formentwicklung von Lebewesen über Organisationsmuster im System bestimmen. Morphogenetische Felder können sich aber auch zwischen Menschen aufbauen, wenn sie beispielweise in familientherapeutischen Sitzungen in einer spezifischen Weise aufgestellt werden. Die These von Sheldrake ist die Existenz einer morphischen Resonanz, die außerhalb von Sub-

stanz eine Gedächtnisstruktur aufweisen kann und sogar ähnliche Handlungsmuster erzeugt, ohnedass es individuell erfahren oder gelernt werden müsste. (www.sheldrake.org).

Im retiven Systemmodell betrachtet kann der Raum also den Anschluss an die Kommunikation gewährleisten und die Beziehung zwischen den Menschen sichtbar machen.

3.4.3 Die Wandlung vom retiven in das topologische Systemmodell

Dies alles ist noch sehr stark auf die Selbstwahrnehmung bezogen. Shimizus Interesse liegt aber in der Erklärung der Entstehung von Ordnung in lebenden Systemen. Er legt also den Schwerpunkt auf das Problem der Erschaffung und nicht auf die Selbstwahrnehmung.

Er setzt sich mit der Selbstorganisationstheorie kritisch auseinander, in dem er die japanische Lehre vom Ort aufgreift. Systemelemente haben nach Shimizu Individualität und Kooperationsfähigkeit. Es gibt seiner Ansicht nach wenige harte Randbedingungen, die unabänderlich sind. Freiheitsgrade sind die Besonderheit des Lebens. Elemente können ihren inneren Zustand ausdrücken und ihre Randbedingungen schaffen. Er wehrt sich dagegen, die Mikrodynamik von der Systemganzheit getrennt zu betrachten und nur lose Kopplungen aufzustellen. Er sucht nicht nur nach einer Verbindung der zwei Logiken sondern nach einer Logik neuen Typs, welche die Schichtenstrukturen übersteigt, denn Elemente, von denen er spricht, haben sowohl Eigenschaften vom Teil als auch vom Ganzen (vgl. Latka:3 f.;1.3). Die kreative Selbstausdruckhaftigkeit und die Schaffung von Randbedingun-

gen sind als Grundprinzip des Lebens zu verstehen, weshalb Shimizu nicht von der Theorie der Selbstorganisation sondern von der Theorie des erschaffenden Ortes spricht.

„Zwischen Selbstwahrnehmung und Erschaffung ist ein großer Graben. Der Standpunkt der Selbstwahrnehmung zeigt theoretisch, ‚dass wenn es gut geht, dies und jenes sich ereignet‘. Von dem Standpunkt der Schaffung hingegen wird erörtert: ‚was muss getan werden, damit es gut geht?‘ Um eine ‚Kultur des Ortes‘ zu schaffen, ist es notwendig von einer Lehre des Ortes zu sprechen, die auf dem Standpunkt der Schaffung steht, also einer Lehre vom erschaffenden Ort. (...) Es ist selbstverständlich, dass man das nur dann durchführen kann, wenn man sich von der neuzeitlichen, zwischen Ego und Alter trennenden Logik verabschiedet und die Grenzen vieler Gebiete (Naturwissenschaft, Sozialwissenschaft, Geisteswissenschaft) überquert.“ (Latka, 2003: 5;1.3.2).

Das, was der Systemtheorie fehlt, ist nach Shimizus Auffassung der Ort, und das, was der Lehre vom Ort fehlt, ist die Schauspielertruppe. Shimizu greift daher bestimmte Aspekte von Nishida auf, um sie in der Selbstspiegelungsthese für die Systemtheorie fruchtbar zu machen. Ein System, das nur durch die Abgrenzung zur Umwelt Bestand hat, kommt ihm vor, „als ob es in der Luft schwebte.“ (2; 1.1.3)

Das Selbst als interner Ort und Ort als externer Ort sind bei Shimizu nur theoretisch getrennt, nicht physisch, und spiegeln sich gegenseitig ineinander. Um sich das vorzustellen, hilft der Vergleich mit dem Improvisationstheater. Das, was in diesem Modell der Ansammlung der Relatone entspricht, ist die Ansammlung

der Schauspieler, d.h. letztlich die Schauspielergruppe. Die Tatsache, dass Lebewesen entsprechend unbestimmter Umweltzustände die Ausdrücke des Selbst verschieden anpassen können, ist vergleichbar damit, dass die Schauspielergruppe entsprechend den unbestimmten Forderungen des Publikums ein Improvisationsstück aufführt (ausdrückt), so dass diese darauf antworten. Relatone erschaffen gemäß den Beziehungen, die zwischen ihnen selbstorganisiert werden, ihren Ausdruck, und dies ist bei dem Improvisationstheater damit vergleichbar, dass die Schauspieler entsprechend den Beziehungen ihre Rolle kreativ spielen. Mit Hilfe dieses Vergleiches erklärt Shimizu die Konstitution von Raum. Die Bühne ist der Ort, die Schauspieler sind die topischen Einzelnen. Die Einzelnen versuchen mit dem Ort kohärent zu werden, da sie nur theoretisch trennbar sind. Der externe Ort ist aber zu komplex, um ihn auf einmal zu erkennen. Anstatt also mit dem externen Ort kohärent zu werden, versucht man mit dem internen Ort der Wahrnehmung kohärent zu werden. In diesem Kreislauf der Selbstreferenz drückt sich der Schauspieler selbst aus und verändert so allmählich den externen Ort. Die Ausdrücke aller Schauspieler werden so auf einen Punkt integriert. „Um zu leben, ist es notwendig, das Selbst im Ort auszudrücken, d.h. Schauspieler zu werden, der ein Improvisationsstück spielt“ (2.; 1.3.2).

Nach Shimizu hat das Selbst also eine funktionell zweizentrierte Struktur. Egozentrisch erfasst es die Welt integrativ durch die Wahrnehmung. Topozentrisch platziert sich das Selbst in den Ort und stellt so eine Beziehung her. Shimizus Einführung der Lehre vom Ort in die Systemtheorie hat Folgen für die Abgrenzung zwischen System (Mensch) und Umwelt. Hier distanziert er sich von

dem Begriff der Autopoiese, wie sie von Maturana und Varela vertreten werden.

„Ich definiere den ‚Ort (basho)‘ als Umwelt, die den Menschen als ein Teil umfasst und diese Grenze zwischen dem Menschen und der Umwelt beseitigt. Weil der Begriff ‚Umwelt‘ gewöhnlich die Bedeutung ‚umlagern‘ hat, möchte ich zur Unterscheidung die oben definierte Umwelt ‚Ort (basho)‘ nennen. Dies ist eine interaktive, relationale Welt, die den Menschen im Inneren beinhaltet“ (Shimizu zit. N. Latka, 2003: 2;1.3.3).

Die Ablehnung der Geschlossenheit der Systeme ist eine Frage der Perspektive, das System ist offen für den Ort und der Ort beinhaltet das System und die Elemente. So ist eine Beziehung zwischen Umwelt, System und Elementen herstellbar, wie sie sonst nicht möglich ist. Mit der Rede von „*Elementen im Ort*“ sieht sich Shimizu in der Lage, genau diese letzte Beziehung zwischen Umwelt und Element zu thematisieren. Die Umwelt hat sozusagen als Ort direkten Kontakt zum Element, einen Kontakt, der bisher, wenn überhaupt, nur dem System als ganzem zugesprochen wurde. (vgl. Latka, 2003: 3;1.3.3). Hier ist die Antwort auf die Frage, wie sich die beschriebene Perspektive auf die sozialen Systeme auswirkt, denn darauf kommt es an, wenn man sich Bürgerbeteiligungen anschaut.

Im operativen Ansatz bilden Individuen die Umwelt des Sozialsystems und nicht deren Elemente. Das Sozialsystem besteht nur aus Kommunikationen, nicht aus Beziehungen. Im reifen Modell des Sozialsystems sind die Individuen Komponenten, die mit Hilfe ihrer Eigenschaften das System kennzeichnen. Hier stellt der von

Shimizu in die Systemtheorie eingeführte Ort eine Bereicherung dar.

Die einzelnen Elemente des Sozialsystems bilden über den Ort topische Relationen und haben Kontakt zueinander und zum Raum. An dieser Stelle sei noch einmal der Unterschied zwischen Ort und Raum deutlich gemacht. Nach dem Regenschirm-Modell ist der Ort die Spitze oder der Ausgangspunkt des Raumes. Mit der Einführung des erschaffenden Ortes bekommt auch der Raum einen anderen Stellenwert in der Systemtheorie. Kommunikation verläuft nicht ort- und richtungslos, auch wenn man das im Internet vermuten könnte und die Kommunikation muss nicht wie im operativen Modell unabhängig von Beziehungen gedacht, Soziales nicht von Psychischem separiert werden. Die Kommunikation im Internet lässt sich mit dem relationalen Systemansatz als topisches Sozialsystem besser beschreiben. Grundgedanke eines relationalen Systemmodells ist das Netz. Das Netz ist die gestaltbildende Einheit des Systemmodells. Ein netzhaftes Sozialsystem-Modell verdeutlicht also, dass weder allein aus Beziehungen noch allein aus den Individuen ein angemessenes Verständnis einer Gruppe erlangt werden kann. Ein Netz kann weder ohne Netzknoten noch ohne Verbindungslinien gedacht werden.

„Ein Netz ist keine Menge, sondern ein Muster, und daher nur als Gestalt erkennbar und denkbar“ (Latka, 2003:5;2.1.2).

Die Gruppenkommunikation richtet sich in die leere Mitte. Es werden quasi Monologe an einem gruppenhaften Ort geführt. Die Beziehung zu diesem Ort ist extrem wichtig und bildet nach und nach einen Raum.

„Beziehungen und Kommunikation in einem topischen Sozialsystem sind daher oft orthaft und räumlich zugleich (Latka, 2003:6; 2.4.2).

Ohne den gemeinsamen Raum kann keine Beziehung aufgebaut werden. Im Internet entspricht die Kommunikation dem topozentrischen Netzmuster. Die Nachricht wird in den virtuellen Raum adressiert. Der Computer simuliert einen Raum und übernimmt die Verteilung der Nachricht. Der chatroom beispielsweise fungiert als vermittelnder Raum, dient als gemeinsames Konstrukt.

„Man wird anfangs nichts anderes beobachten können, als aufeinander folgende Äußerungen, die zunächst vielleicht nicht einmal auf die wahre Anzahl der beteiligten Personen schließen lassen. Erst wenn man mit der Zeit die Stimmen eindeutig zuordnen und die Bedeutungen der Äußerungen in einen gemeinsamen Zusammenhang stellen kann, wird man sich als Beobachter ein Bild machen können, wie die Beteiligten sich über ein gemeinsames Thema austauschen. Das Bild eines Netzes von interagierenden Individuen, die mit Bezug auf ein gemeinsames Konstrukt interagieren, verdichtet sich“ (Latka, 2003:7;2.1.2).

Fazit:

Die Metapher des Raumes ist besonders dann hilfreich, wenn Nutzer sich in Kommunikationssituationen mit anderen Menschen befinden. Dies weist auf eine Funktion des Raumes hin, die ein verbindendes Element, einen Zwischenraum zwischen Menschen darstellt. Man könnte dies als einen von Bewusstseinsystemen

konstruierten Operationsmodus bezeichnen. Dies muss aber kein imaginierter Raum sein.

Faßler beispielweise fasst Kommunikation als die Herstellung eines thematischen Zwischenraums auf, der auch im Internet nicht nur mitgedacht wird.

„Erst die Bestimmung des Raumes im Medium als Grundbedingung für organisatorische Verhältnisse lässt Referenz zu“ (1997:151).

Im Gegensatz zu Luhmann, der eher das Denken von kommunikativen Zuständen anstatt von Räumen vertritt, stellt Faßler einen Bezug zwischen Identität und Raum her, denn Identität lebt von dauernden Bezügen. Kommunikation hat nicht nur das Problem der Selbstwahrnehmung, sie hat auch das Ziel der Verständigung und Vermittlung zwischen Interaktionspartnern. Hier schließt ein weiterer systemtheoretischer Ansatz der Erklärung an. Der systemische Ansatz der Kommunikationspsychologie beispielsweise geht von einem „inneren Team“ des Individuums aus, das bei der Kommunikation agiert. Diese werden entweder als Teilaspekte der Persönlichkeit verstanden, oder man spricht von „Multiphrenie“, dem Nebeneinander von „Selbsten“, die kommunizieren. Die Aussage ist so zusammenzufassen, dass die innere Pluralität nichts Ungewöhnliches ist, und daher der Ablauf oder Ausgang der Kommunikation je nach den Gegebenheiten unterschiedlich ist (vgl. Schulz von Thun, 2001). Dieses Erklärungsmodell unterstützt den Wandel der Kommunikationsformen, der sich mit der Internetnutzung abzeichnet. Verbindungen sind kurzlebiger, unverbundlicher und themenorientierter als in der Vergangenheit. Die Persönlichkeit scheint an Bedeutung zu verlieren, was auch

mit der fehlenden Präsenz des Körpers in der computervermittelten Kommunikation zusammenhängen kann.

Die soziologische Systemtheorie versteht Kommunikation als ein immer neu auftretendes Geschehen (vgl. Hohm, 2000). Hier nimmt die Bedeutung der Kommunikation zu und die des Individuums ab. Akteure sind deshalb nicht so leicht zu erfassen. Luhmann spricht von Personen als Adressen von Kommunikation. Personen sind keine Menschen im allgemeinen Sinn, sondern Konstrukte der Kommunikation. Kommunikationen sind demnach nicht das Produkt der kommunizierenden Personen sondern umgekehrt. Kommunikation erzeugt nach der Autopoiesis-Theorie verstärkte Strukturen in Form von „Personen“, die einen Anschlusspunkt für die Kommunikation markieren. Sie werden erzeugt, um Verhaltenserwartungen ordnen zu können. Kommunikation ist systemtheoretisch von der Handlung getrennt. Kommunikation kann sich allerdings selbst als Handlung beobachten, da sie sich als Mitteilungshandlung den Personen zuschreibt. Mit Hilfe von Zurechnungen von Motiven beispielsweise wird Kommunikation zur Handlung. Der Grund hierfür liegt nach Luhmann in der Tatsache, dass Handlungen für den Beobachter besser zu behandeln sind als Kommunikationen. Ein Handeln ohne Absichten erscheint weniger vorstellbar als motivlose Kommunikation. Da aber Kommunikation auch verstanden sein will, werden sie zu Handlungen transformiert. (vgl. Wittenbecher, 1999:115ff). Nach dieser Auffassung ist der Zusammenhang zwischen Kommunikation und Handlung schwer zu verstehen. Er hilft aber, begreifbar zu machen, wie die Kommunikationssituation sich im Internet darstellt. Ein Individuum kann lediglich wenige sprachliche Signa-

le empfangen, so dass eine direkte Reaktion auf das Gegenüber relativ unwahrscheinlich wird.

Der Großteil der Information wird aus dem eigenen Erfahrungsschatz konstruiert. Das autopoietische System wird hier nachvollziehbar als Vorstellung von Reaktion auf Änderung des eigenen Zustands. Das ist viel leichter nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass man sich mit den Kommunikationspartnern im Internet keinen Raum teilt. Diese Auffassung könnte nahe legen, dass Akteure im Netz eher als isolierte, ich-bezogene Individuen handeln als im Sinne einer Verständigungslogik. Kommunikation verlief dann häufiger in Form von Standpunktvertretung. Ein echter Diskurs wäre so nicht möglich. Dies legt den Schluss nahe, dass Verständigung ohne Anschluss schlecht funktionieren kann. Interaktion wäre dann ein Problem, das wiederum mit den Mitteln der Kommunikation über Raum-Metaphern gelöst werden müsste. Dies wirkt sich auch auf der Ebene des emotionalen Erlebens aus. Aus den Interviews wird deutlich, wie wichtig die konstruktiven Anteile der Raumwahrnehmung sind und wie stark die sinnliche Erfahrbarkeit von Ordnung darauf Einfluss nimmt, wie Akteure sich selbst erleben. Emotional führt das Fehlen einer Vorstrukturiertheit der Kommunikation (in virtuellen Räumen) zu einem Gefühl der Unsicherheit. Raum scheint insofern bedeutsam für die Bewusstseinsysteme der Menschen und ihre Umwelt- und Selbstwahrnehmung zu sein.

Aus operativer Sicht kritisiert man die Annahme, dass es zu einem gemeinsamen Konstrukt kommen kann, da jede Gemeinsamkeit im Bewusstsein ausgeschlossen ist. Die These der autopoietischen Reproduktion der Kommunikation wirft allerdings

bekanntlich das Problem des Anschlusses und der Labilität von Kommunikation auf.

Das Problem ist meiner Ansicht nach kaum zu lösen, wenn man nicht auf gemeinsame Konstrukte innerhalb eines Beziehungsrahmens aufbauen kann. Das Kriterium für ein Sozialsystem ist die Anschlussfähigkeit der Kommunikation. Dieser Anschluss vollzieht sich quasi automatisch und wird daher in Verbindung mit einer Maschinerie gebracht, welche einfach abläuft, ohne dass der Einzelne Einfluss darauf hat. Die wechselseitigen Abhängigkeiten werden aber durchaus erlebt und der eigene Einfluss auf den Ablauf der Kommunikation auch erfahren. Die Brauchbarkeit des operativen Ansatzes für Kommunikation in Gruppen scheint also zumindest zweifelhaft. Angemessener scheint das Netzmodell mit dem vermittelnden Kontext, in welchem der Prozess der sozialen Ordnung beobachtet werden kann. Ein chatroom ist kein physischer Raum, aber ein hergestellter Raum. Man kommuniziert in diesen Raum hinein und hat eine Verbindung durch den Ort. Der Raum oder wenigstens die Vorstellung davon kann in jedem Fall eine Basis von Gemeinsamkeit bilden, die für die Kommunikation notwendig ist, wie aus den Interviews deutlich hervorgeht. Ein interessanter Aspekt bei der Anwendung der topozentrischen Modellvorstellung auf chatrooms ist die Ähnlichkeit zur japanischen Sprachweise. Man spricht andere mit Namen, nicht mit Personalpronomen an, man liest seine eigene Nachricht auf dem Rechner. Neben diesem Effekt liegt die Vermutung nahe, dass sich die Internetkommunikation einer Sprache nähert, die in eine Soziokultur eingebunden ist, die sich über das Orthafte be-

stimmt. (vgl. Latka, 2003: 7). Einen Unterschied könnte man sicher in der Intensität der Raumerfahrung sehen.

Die elektronische Umgebung lebt von permanenter Stabilisierung und Vergewisserung. Der Raum könnte hier also als Kontext der Orientierung dienen. Raummetaphern finden sich in vielfältiger Form in der Kommunikation im und über das Internet. Wie dies theoretisch einzuordnen ist, ist die Frage, der jetzt nachgegangen wird.

Nun haben wir mit den Systemmodellen einen Ansatzpunkt, der die eigene Wahrnehmung innerhalb eines virtuellen Raumes in einem Bürgerbeteiligungsforum erklären kann. Übersicht 1 zeigt, wie sich die einzelnen Modelle zum Individuum, Wahrnehmung, Kommunikation, Raum und Ort in Kürze darstellen lassen.

Übersicht 1 Theoretische Begriffe und ihre Erklärung im Systemmodell

	Konstruktivistisches Systemmodell	Operatives Systemmodell	Retives Systemmodell	Topologisches Systemmodell
Individuum	Selbsterhaltendes System ohne direkten Bezug zur Umwelt	Adressat von Kommunikation, Umwelt des Sozialsystems	Komponenten des Sozialsystems	Element im Ort, kann sich selbst ausdrücken und so Grenzen schaffen
Wahrnehmung	Zerlegung der komplexen Umwelt in Erregungszustände der Sinnesrezeptoren	Nur relevant innerhalb der Systemgrenzen	Auch über Systemgrenzen hinaus notwendig	Abhängig von Raum, den Sinnen zugängliche egozentrische Erfassung der Welt
Kommunikation	Reaktion auf Zustandsänderung	Sicherstellen von Anschluss	Sicherstellen von Anschluss	Ausdruck von inneren Zuständen, topozentrische Platzierung im Raum
Realität	Vergleich von Wirklichkeiten	Kommunikativ hergestellt	Kommunikativ hergestellt	Externer und interner Ort der Wahrnehmung, wirkt über das Wahrnehmbare hinaus auf Einzelne ein
Raum	Folge der Konstruktion vieler Wahrnehmungsinstanzen	Sinnngrenze, Medium für Kommunikation, dient der Unterscheidung von Stellen und Objekten	Gestalt der dynamisch hergestellten netzartigen Beziehungen	Ausgangspunkt für den Ort, Teil der Individuen
Ort	Kein Unterschied zu Raum, nicht notwendig	Kein Unterschied zu Raum, nicht notwendig	Kein Unterschied zu Raum, nicht notwendig	Handlungsbezogen, Konkret erfahrbar, in zirkulären Prozessen erschaffen als Bühne der Einzelnen, Vermittler von Kommunikation

Quelle: eigene Darstellung

Nun ist die Frage, was davon für die Betrachtung von Bürgerbeteiligungen im Internet sinnvoll ist und welche Fragen daraus resultieren, wenn man die Modellsicht anwenden will.

Festzuhalten ist zunächst, dass die Art der Kommunikation im internetgestützten Forum tatsächlich eine Kommunikation in die leere Mitte ist. Ein Raum existiert nicht materiell, als Basis für Verhalten, Organisation, Ordnung kann er daher nicht dienen. Die Individuen können sich selbst nicht in den Raum und sich auch nicht mit Hilfe des Raumes ausdrücken. Der externe Ort kann daher nicht verändert werden. Nur der interne Ort der Wahrnehmung kann als Konstrukt hergestellt und womöglich auch verändert werden. Klärungsbedarf besteht also weiterhin darin, ob der Raum im Internet nur egozentrisch erlebbar ist oder ob es auch kollektive Wahrnehmungsphänomene gibt, die sich auf das Verhalten auswirken. Diese Komponente ist im topologischen Systemmodell als wirkender Faktor von Materie zu sehen und grenzt sich dadurch von der konstruktivistischen Sicht ab.

Die Kernfrage ist daher noch immer, wie sich die fehlende Materialität auswirkt.

Nun interessiert aber bei Bürgerbeteiligung den Soziologen nicht der Raum als Wahrnehmungsphänomen oder lediglich als das der Kommunikation Gemeinsame. Was interessant ist, ist der Anteil des Raumes, der als soziales Gedächtnis und als Strukturierungshilfe der sozialen Unterschiede dient. Hier ist also abzugrenzen, ob der nicht materielle Raum mit dem virtuellen Raum vergleichbar ist oder ob das Internet hier tatsächlich zu mehr Gleichheit führt, dadurch dass der Raum nicht materiell vorhanden ist.

Bevor die wahrnehmungstheoretische Seite der Interneträume diskutiert wird, sei nun noch ein theoretischer Baustein ergänzt, der diese Seite des Raumes zusätzlich verdeutlicht. Wie Löw (2001) feststellt, benutzt Bourdieu den Raum metaphorisch als Denkmodell für den sozialen Alltag und stellt den physischen Raum dem gegenüber. Der Unterschied zwischen physischem Raum und sozialem Raum sei an dieser Stelle gegenübergestellt und auf das Problem der fehlenden Materie im Internet zugespielt.

3.5 Der Raum in der soziologischen Theorie Bourdieus

„Ohne das räumliche Strukturiertsein gäbe es keine gesellschaftliche Struktur“ Latka

Bourdieu umschreibt die soziale Welt als mehrdimensionalen Raum von Positionen, dem bestimmte Unterscheidungsprinzipien zugrunde liegen. So lässt sie sich beispielsweise in Form von Achsenkreuzen darstellen, um bestimmte Unterscheidungen zu visualisieren und gleichzeitig allzu schemenhafte Darstellungen zu vermeiden. Akteure sind über ihre Stellung in diesem Raum definiert. Die Stellung der Akteure wiederum ergibt sich aus den Kapitalsorten, mit denen sie ausgestattet sind. Das Konstruktionsprinzip dieses Bourdieu'schen sozialen Raumes ist also die Kapitalstruktur. Anhand der Ausstattung mit Kapital in erweitertem Sinn kann die Stellung im Raum eine sogenannte virtuelle Klasse repräsentieren. Diese Klasse ist nur eine auf dem Papier herzustellende, keine greifbar existierende Klasse.

Sie ist wahrscheinlich, aber nicht real. Soweit konstruiert Bourdieu ein Modell, um die soziale Wirklichkeit zu erfassen und die Relationen der Akteure zueinander irgendwie sichtbar zu machen. Die Klasse ist theoretischer Natur, sie ist nicht durch faktische Nähe existent und handlungsfähig. Doch das heißt nicht, dass das Modell vollständig theoretisch und virtuell ist.

„Was existiert, ist ein Raum von Beziehungen, ebenso wirklich wie der geographische“ (Bourdieu, 1991: 13).

Der Raum von Beziehungen ist nur vordergründig metaphorisch zu verstehen. Er ist ebenso wirklich wie der geographische Raum und wird somit begreifbar für die Wissenschaft und fühlbar für die sozialen Akteure.

„Sozialer Raum, das meint, dass man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann“ (1991:14).

Der Raum macht Denkweisen, Unterschiede und Teilungsprinzipien sichtbar. Wir nehmen vorweg, dass die Aufgabe und Wirkung der Metapher ist, Unsichtbares sichtbar zu machen. Metaphern stellen eine Einheit der Erfahrung her, indem sie Dinge für die Sinne erfassbar machen. Sie sind die Brücke zwischen Körper und Geist. Raum ist nach der Auffassung der Befragten auch Abgrenzung von anderen. Auch Bourdieu nutzt Raum als eine Kategorie der Wahrnehmung von objektiven Beziehungen. Er untersucht Eigenschaften und stellt Merkmale auf, die den sozialen Raum konstituieren. Doch das Modell des sozialen Raumes kommt nicht von ungefähr. Metaphern sind dann stark, wenn sie passende semantische Felder zusammenführen. Exakt diese Wirkung lässt sich feststellen, wenn man den physischen Raum ins

Spiel bringt. Raum als kollektives Gedächtnis ist kein unbeschriebenes Blatt mehr, sobald Menschen ihn nutzen. Daher ist es naheliegend, Metaphern aus dem physischen Raum zu nutzen, um Soziales zu erklären. Beide semantische Felder haben sich gegenseitig beeinflusst, und dies nicht erst seit Bourdieu. Metaphern, die etwas mit Höhe und Größe zu tun haben, sind primäre Metaphern, die über die direkte Anschauung erfahrbar sind. Man denke an Begriffe wie Stellung, Position, übergeordnet, vorgesetzt, untergeben, überlegen. Aber gerade, weil die Vermischung von Bedeutungen von sozialem und physischem Raum seit langer Zeit stattgefunden hat, fällt es so schwer, „aus dem reifizierten Raum herauszutreten, um ihn nicht zuletzt in seiner Differenz zum sozialen Raum zu denken“ (Bourdieu, 1991: 28).

Raum ist der beste Ausdruck von Grenzen, auch sozialer Art, den man sich denken kann. Denkt man an einen Säugling, so fällt auf, dass zunächst ein enger Raum Sicherheit bietet. Der Platzbedarf steigt erst mit zunehmender Sozialisierung. Erst wenn der Säugling zu einer sozialen Person wird, benötigt er mehr Raum, als es mit dem Wachstum in Zusammenhang steht. Je mehr Raum nutzbar ist, desto mehr Macht hat eine Person. Und damit lässt die Art der Inanspruchnahme von Raum auch einen Rückschluss auf den sozialen Status von Individuen im Verhältnis zueinander zu. Jungen beispielsweise nehmen in der Regel mehr Raum beim Spielen ein als Mädchen. Männer setzen sich raumfüllender hin als Frauen. Das Einkommen und die sonstige Ausstattung mit Kapital bestimmt, welche Wohnung in welchem Gebiet ich mir leisten kann, welche Räume ich mir aneigne und wie sicher ich mich in ihnen bewegen kann und ob ich die Regeln des Gebrauchs

kenne. Es reicht nicht, das Museum zu betreten, um es sich anzueignen. An einen Raum gekettet zu sein, ist Ausdruck von Kapitallosigkeit. Und wer in einen Raum eindringt, muss die von den Bewohnern stillschweigend vorausgesetzten Bedingungen erfüllen. Bourdieus sozialer Raum dient metaphorisch als Ausdruck von sozialer Stellung und damit eines Chancenprofils. Doch genau dieses Chancenprofil wird in menschlich genutzte Räume eingeschrieben, ganz wie der Habitus sich in den Körper einschreibt. Bourdieu macht die enge Verbindung zwischen dem Begriff Struktur zum Raum deutlich, wenn er davon absieht, in der Struktur eine unveränderliche durch bestimmte Merkmale klassifizierbare Größe zu haben. Je nach umgebendem Raum ist nämlich die scheinbare Position eines Akteurs ganz unterschiedlich. Obere Klassen in Kleinstädten in die Großstadt verrückt, nehmen eine ganz andere Position dort ein. Das bedeutet, dass sich Strukturen, Positionen und Relationen nur im Kontext der Umgebung konstituieren lassen. Sowohl materielle als auch symbolische Faktoren spielen dabei eine Rolle. Wenn sich ein Akteur in einer bestimmten Umgebung, in einem Raum nicht wohl fühlt, so liegt dies zwar auch an den materiellen Gegebenheiten selbst, doch die Frage ist, wie diese Wirkung zustande gekommen ist. Der Raum kann nur als institutionalisierter oder angeeigneter Raum wahrgenommen werden. Die Unterscheidung zwischen sozialem, physischem und angeeignetem Raum ist eine analytische, keineswegs durchweg erfahrbare. Menschliche Wesen sind nach Bourdieu sowohl biologische Wesen als auch soziale Akteure. Daher werden sie in ihrer Beziehung zu einem Raum auch als solche konstituiert.

Sie sind örtlich gebunden wie physische Gegenstände, sie nehmen einen Platz ein. Die Lokalisation und aus der relationalen Sicht die Positionierung innerhalb einer Rangordnung drückt sich ganz materiell in der Ausdehnung, dem Volumen aus, das ein Mensch einnimmt. Menschsein ohne Raum ist ebenso wenig vorstellbar wie Menschsein ohne andere Menschen. Das Merkmal des physischen Raums ist die äußerliche wechselseitige Begrenzung der Teile. Das Merkmal des sozialen Raumes, um ihn einmal von dem physischen zu trennen, ist die wechselseitige Ausschließung und der Struktur des Nebeneinanders von Positionen. Aber der soziale Raum hat die Eigenschaft, sich im physischen Raum in Form von Anordnungen einzuschreiben. Die Aneignung des sozialen Raumes äußert sich im sozialen Gebrauch eines Raumes.

„Tatsächlich bringt sich der Sozialraum im physischen Raum zur Geltung, jedoch immer auf mehr oder weniger verwischte Art und Weise.(...) Die Position eines Akteurs im Sozialraum spiegelt sich in dem von ihm eingenommenen Ort im physischen Raum wider. (Bourdieu, 2002: 160).

Die analytisch mögliche Trennung von Sozialraum und physischem Raum ist real nicht durchzuhalten. Es gibt keinen Raum, der gesellschaftlich unangetastet bleibt, wenn Menschen ihn betreten haben. Die Folge ist, dass alle Unterscheidungen des physischen Raums sich auch im sozialen Raum wiederfinden.

„Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen. Daraus folgt, dass alle Unterscheidungen in bezug auf den physischen Raum sich wiederfinden im reifizierten sozialen Raum (oder, was auf dasselbe hinausläuft, im angeeigneten physischen Raum), (...)“ (Bourdieu, 2002: 26).

Ähnlich dem Prinzip des Habitus, der sich als Denk- Wahrnehmungs- und Handlungsstruktur inkorporiert und somit wiederum dafür sorgt, dass die Strukturen reproduziert werden, aus denen er entstanden ist, sorgt der angeeignete physische Raum wieder dafür, dass der soziale Raum sich bestätigt. Es geht sogar soweit, dass der angeeignete physische Raum dem sozialen Raum als Metapher dient (vgl. 2002: 26). Hier wird deutlich, dass der soziale Raum mehr als eine Metapher im Sinne eines Vergleichs oder Modells ist. Es ist sogar umgekehrt möglich, den physischen Raum als Metapher für den sozialen Raum zu denken. Raum dient also der Sichtbarmachung der sozialen Strukturierung. Der Begriff sozialer Raum ist kein Ausdruck sprachlichen Unvermögens, nicht einmal eine neue Sichtweise auf ein Problem der Wissenschaft. Vielmehr ist der soziale Raum direkt wahrnehmbar in angeeigneter physischer Form. Der physische Raum ist somit ein Denk- und Erfahrungsmodell für den sozialen Alltag. Er objektiviert die soziale Teilung, das Prinzip der Vision und Division. Er sorgt für eine Einheit der Wahrnehmung und Erfahrung. Der soziale Raum realisiert sich innerhalb des physischen Raums und ermöglicht das Sichtbarmachen von Eintritt, Austritt, Ausschluss, Nähe und Ferne. Die Trägheit der konstituierenden Strukturen ist durch die Einlagerung in den physischen Raum bedingt.

Es ist aber unbedingt die Falle zu vermeiden, einen rein substantialistischen Ansatz zu wählen und damit das Wesentliche zu unterschlagen. Der Raum wirkt zwar auf die Akteure ein, das Wesentliche liegt aber in der Auseinandersetzung um ihn. Es gibt ungleiche Chancen des Zugangs zu Räumen, es gibt exklusiven Gebrauch von Raum und die Möglichkeit der sozialen Segregation.

„In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert ist und nicht die Hierarchien und sozialen Distanzen zum Ausdruck bringt“, (Bourdieu, 1991: 26).

Die Fähigkeit, sich unerwünschte Personen und Dinge fernzuhalten, den Raum zu dominieren und anzueignen stellt eine bessere Voraussetzung dar, einen „*Raumprofit*“ zu erzielen.

Fazit:

Denken und Handeln vollzieht sich immer in räumlichen Kategorien. Vor Allem im Kontext von Machtimplikationen können räumliche Dimensionen nicht ausgeblendet werden. Daher gilt es nach Hamedinger (1997), den Dualismus aufzulösen und stattdessen eine dialektische Sicht einzusetzen. Raum symbolisiert Macht und untermauert Herrschaft. Als Produkt von Handlung und Struktur ermöglicht geschaffener Raum die Vermittlung von beiden (vgl. Hamedinger, 1997: 212ff.) Wenn Raum als Metapher eingesetzt wird, so vermittelt er womöglich auch zwischen Struktur und Handlung, denn sowohl der Raum als auch die Metapher haben vermittelnde Eigenschaften, wie wir gesehen haben. Metaphern können in der hermeneutischen Betrachtung in allen Sprachfeldern eine Wechselwirkung herstellen.

Auch in der Wissenschaft sind die angewendeten Metaphern nicht widerspruchsfrei. Sie dienen nicht ausschließlich der rhetorisch-didaktischen Verdeutlichung von Theorien oder Modellen. Das würde die Innovationskraft von Metaphern unterschätzen. Sie können ebenso wie in anderen Zusammenhängen neue Sichtweisen auf ein Problem bzw. den Anfang einer neuen Theorie eröffnen. Der Anspruch an wissenschaftliche Modelle ist sicherlich etwas höher als im Alltagssprachgebrauch. Eine gewisse Adäquatheit ist hier gefordert. Doch prinzipiell gelten die gleichen Regeln wie sonst auch. Daher eignen sich Metaphern in der Theorie besonders dann als Instrument, wenn soziale Erscheinungen Widersprüche und Unklarheiten zeigen. Dies ist mehr als nur ein Denkmodell. Metaphern in der Wissenschaft haben konstituierende, sinnstiftende Wirkung, die auch hier vorbegriffliche Vorstellungen zum Ausdruck bringt. Die Wirkung der Metapher auf den Gegenstand der Beschreibung ist, wie wir wissen, wechselseitig und verändert sowohl den beschriebenen Gegenstand als auch das semantische Feld der Metapher. Eine solche Metapher in der soziologischen Theorie ist der soziale Raum Bourdieus.

Die Fragen, die daraus resultieren, sind den bereits formulierten ähnlich:

Gibt es einen hierarchiefreien Raum im Internet?

Wieviel macht sich am physischen Anteil fest?

Gibt es soziale Unterschiede, die der „vorgestellte“ Raum unterstützt oder hervorbringt?

Schauen wir uns nun an, ob es aus wahrnehmungstheoretischer Sicht notwendig ist, zwischen materiellem und virtuellem Raum zu unterscheiden.

4

Wahrnehmungstheoretische Annäherung

Um raumsoziologische Fragestellungen im Zusammenhang mit dem Internet zu erforschen sollte man sich zunächst die Frage stellen, ob das Internet überhaupt als Raum beschreibbar, erfahrbar und wahrnehmbar ist. Erst dann macht die Überleitung zu der Funktion des Raumes im Internet Sinn. Von der wissenschaftlichen Beschreibung her gesehen ist das Internet zunächst als aktives Wirkungsfeld von Gesellschaft und damit als Matrixraum beschreibbar. Obwohl es noch keine fundierten empirischen Untersuchungsergebnisse gibt, die die Veränderung der Raumkonstitution bestätigen können, ist das Internet als Raum und auch als öffentlicher Raum vorstellbar. Es handelt sich aufgrund der Netzstruktur nicht um einen einheitlichen Raum im Sinne von Behälter, sondern vielmehr um eine „Vielfalt sich gleichzeitig überlappender Räume“ (Löw, 2001:100). Räume werden im Zeitalter des Internet immer weniger als materiell erlebt. „Das Internet ist ein organisierter Raum, der grenzenlos, veränderbar und nicht mehr örtlich fixiert ist (Löw, 2001:103).

Nun gilt es, zwischen dem Erleben der Nutzer, der Wahrnehmungsgrundlagen und der Wirkung der sprachlichen Konstrukte (Raum als Metapher) zu unterscheiden. Im Folgenden werde ich daher einige psychologische Konzepte der Selbst-Wahrnehmung skizzieren, die für die spezielle Situation des Internet im Gespräch sind und danach Metaphertheorien darstellen.

4.1 Telepräsenz, Immersion und Flow

Das Internet, aber auch traditionelle Medien geben das Gefühl der physischen Anwesenheit in einer anderen Umgebung oder der Anwesenheit der anderen in der eigenen Umgebung. Dieses Gefühl ist abhängig von verschiedenen Faktoren, die sich in unterschiedlichen theoretischen Konzepten niederschlagen. Telepräsenz kann mit sozialer Reichhaltigkeit erklärt werden. Hier empfindet der Nutzer die Interaktion im Medium als sozial, warm, persönlich oder intim genug, um in der Kommunikation präsent zu sein. Präsenz kann auch vom Grad des realistischen Empfindens abhängen. Die Repräsentationen von Dingen, Ereignissen und Personen wirken realistisch auf den Nutzer, wobei hier noch zwischen sozialem Realismus und fotorealistischer Wirkung unterscheiden muss. Präsenz kann als eine Art Transport zu einer virtuellen Umgebung gesehen werden. Es gibt drei Arten von Transport, die eigene Person wird an einen anderen Ort „transportiert“, die andere Umgebung zur eigenen Person oder das Gefühl, zusammen mit anderen an einem geteilten Ort zu sein tritt auf. Bei der Immersion spricht man von einer vollständigen Beteiligung der Sinne als Reaktion auf die „künstliche Umgebung“. Nutzer fühlen sich in die Umgebung involviert, die wirkliche Umgebung ist ausgeblendet. Ein ähnliches Phänomen beschreibt das flow-Erlebnis, das sich bei hochgradigem Eintauchen in die momentane Handlung einstellen kann. Auch hier wird die wirkliche Umgebung nicht mehr wahrgenommen, das Handeln in der virtuellen Umgebung wird als ein fließendes zeitloses Geschehen emotional positiv bewertet. Für die Beteiligung in Internetforen dürften die Konzepte der sozialen Akteure im Medium weniger

interessant sein, sie sollten der Vollständigkeit wegen aber trotzdem erwähnt werden. Die dargestellten Personen im Medium oder das Medium selbst werden bei diesem Konzept als sozialer Akteur angesehen und vom Nutzer auch so behandelt (vgl. Lombard, 2003). Allen Konzepten gleich ist die Illusion der nicht-mediatisierten Rezeption. Die Interaktionen können unvermittelt wahrgenommen werden. Es gibt kein Diesseits oder Jenseits des Mediums, Nutzer bilden in ihrem Erleben eine Einheit mit dem Medium und teilen eine Umgebung mit den anderen Nutzern. Außer formalen Bedingungen wie Bildgröße oder –qualität, Proportionen, Geräuschkulisse, Simulation von Bewegung u.v.m. kommt es ganz entscheidend darauf an, wie stark der Nutzer sich involviert fühlt. Das Gefühl der Teilnahme oder der physischen Anwesenheit hängt somit auch von den Nutzern selbst und nicht von dem Medium ab. Hierbei kommt allerdings der Interaktivität des Internet eine ganz wesentliche Rolle zu. Die Möglichkeit, selbst zu agieren und mit anderen Nutzern zu kommunizieren steigert das Gefühl, in eine Situation involviert zu sein, erheblich. Engagement und thematisches Interesse kann daher ein Motiv der Teilnahme an einem Internetforum sein, die Möglichkeit der Interaktivität mit anderen Menschen jedoch beeinflusst das Gefühl des Eingebundenseins entscheidend (vgl. Heeter, 1989), wobei der Raum als Metapher auch eine entscheidende Rolle spielen kann.

4.2 Materialität und Virtualität

Im Folgenden soll zunächst untersucht werden, ob sich dieses Verständnis des Cyberspace als einer virtuellen Parallelwelt der „wirklichen“ Welt auch wahrnehmungstheoretisch begründen läßt. Nach Roth sollte der Wahrnehmungsprozess als subjektive Hypothesenbildung über die Realität und nicht als objektive Abbildung der materiellen Umwelt aufgefasst werden (vgl. Roth, 2001). Schauen wir uns anhand dieser Ausführungen nun den virtuellen Raum im Vergleich zum materiellen Raum genauer an. Ein materieller Raum hat Grenzen; er erhält seine Struktur durch die Anordnung von Dingen und Menschen, seine materiellen Substrate (vgl. Löw 2001, Sturm 2000). Im Internet dagegen kann der Raum nicht „wirklich“ materielles Substrat beinhalten. Abgesehen von den Hardwareanteilen des Computers handelt es sich bei dem, was man vielleicht dennoch als Raum bezeichnen könnte, um Metaphern. Wenn Wahrnehmung aber generell als Hypothesenbildung über die Realität aufzufassen ist, ist es dann nicht gleichgültig, ob es sich beim Wahrgenommenen um „Realität“ oder um „metaphorische Realität“ handelt? Man muss sich fragen, ob es im Hinblick auf das Internet überhaupt sinnvoll ist, zwischen Realität und Virtualität zu unterscheiden. Für das Wahrnehmungssystem ist nicht die materielle Erscheinungsform von Räumen entscheidend, sondern erkennbare Muster, übertragbare Eigenschaften, Formen und sozial zugeschriebene Funktionen. Ebenso wie ein materieller Raum ist dann auch das Internet durch Grenzen und Strukturen gekennzeichnet, die in seinem Fall eben durch die Repräsentation von Dingen und Menschen hervorgebracht werden. Aus theoretischer Perspektive ist der Raum des Internet deshalb nicht weniger real als ein materieller Raum. Beide Räume lassen sich wahrnehmungstheoretisch nur als Ergebnis sozialer

und psychischer Herstellungsleistungen verstehen (vgl. Roth 1997 und Vernon 1977). In diesem Sinne kommt auch Wertheim zu dem Ergebnis, dass der virtuelle Raum eine räumliche Natur besitzt. Sie beschreibt den Cyberspace als einen Raum des Seins, als kollektives übersinnliches Reich (vgl. Wertheim 2000). Entscheidend ist dabei, dass das emotionale Erleben der Nutzer der Verbundenheit mit anderen Menschen die Realität dieses Raumes bestimmt. Der Cyberspace ist insofern ein von Menschen selbstgemachter Innenraum. Erst der (kollektive) Herstellungsprozess macht den Raum des Internet – wie alle anderen Räume – real. Entgegen diesem theoretischen Argument ist die Unterscheidung zwischen materiellen und virtuellen Räumen für die Beschreibung von Räumen aus Sicht der Internetnutzer sehr wohl bedeutsam. Kognitiv ist den Nutzern klar, dass sie sich vor dem Bildschirm befinden, wenn sie im Internet sind. Emotional können sie sich aber durchaus in einem Raum verorten und die fehlende Dingwelt kompensieren. Dies kann zu Dissoziationen in der Wahrnehmung führen und muss daher in der Logik der Nutzer zu einer Unterscheidung zwischen der virtuellen und der materiellen Welt führen, wenn über beide sinnvoll gesprochen werden soll. Es wird sich allerdings noch zeigen, dass dies nicht für alle Nutzer ein Problem darstellt. Ein sinnlicher Bezug zur „Realität“ und zum eigenen Körper scheint wichtig für die erfolgreiche Teilnahme an sozialen Zusammenhängen. Die naheliegendste Beziehung zur Welt ist eine Verortung mit Dingen und anderen Menschen in einem Raum. So kann auch ein virtueller Raum der Verortung dienen, obwohl der Nutzer weiß, dass er materiell nicht vorhanden ist. Wie ist das möglich? Schauen wir uns dazu die Entstehung der räumlichen Wahrnehmung an. Raumwahrnehmung über ein dreidimensionales Schema ist kein angeborenes Phänomen.

Objekte und Personen in Beziehung zum Raum zu setzen wird in der Kindheit langsam erlernt. Die Koordination der verschiedenen beteiligten Gehirnareale und Prozesse ist ein sehr komplexer Entwicklungsvorgang und erst mit ca. 12 Jahren abgeschlossen. Erst spät werden die Perspektive und das Konzept eines euklidischen Raumes verstanden. So ist es auch in der Entwicklungsgeschichte des Raumkonzeptes für die Gesellschaft. Eine der wichtigsten Leistungen der Wissenschaft war es, eine Sprache des physikalischen Raumes herauszubilden (Wertheim, 2000, S.339). Ist das euklidische Raumkonzept aber erst einmal da, so wirkt es auch auf die visuelle Wahrnehmung ein. Sehen ist von diesem Zeitpunkt an immer räumliches Sehen. Dreidimensionalität wird sogar dann angestrebt, wenn es sich bei der Betrachtung um ganz unmögliche Figuren handelt. Eine fragmentarische Wahrnehmung von Körpern ist einem gesunden Individuum nicht möglich. Ein weiterer interessanter Aspekt der visuellen Wahrnehmung ist der enge Zusammenhang zwischen Vertrautheit und Wahrnehmung. Eine vertraute Person kann in einem verzerrten Raum immer noch stabil wahrgenommen werden, eine fremde Person nicht. Das bekannte Wahrnehmungsschema ist gespeichert und somit konstruierbar, auch ohne dass es direkt wahrgenommen werden muss. Ebenso ist es mit der Wahrnehmung von Gestalt. Formen, Farben, Figuren und Bewegung werden gesetzmäßig wahrgenommen, wobei mehrere parallele Systeme beteiligt sind. Es läuft also nicht einfach eine Decodierung bestimmter visueller Reize schematisch ab, sondern es handelt sich vielmehr um einen aktiven Aufbau einer visuellen Gestalt aufgrund erlernter Konzepte. Sehen ist untrennbar vom Verstehen, auch wenn nicht alle Vorgänge dem Bewusstsein zugänglich sind und auch nicht sein müssen.

Für die Frage nach dem Raumkonzept, das im Internet besteht ist es wichtig zu wissen, dass die schließlich über Erziehung und Erfahrung erworbene Fähigkeit nicht nur die unmittelbare Reaktionsfähigkeit der Orientierung bei räumlicher Veränderung und Entfernungsschätzung von realen Objekten betrifft, sondern ebenso wichtig für das Verständnis räumlicher Beziehungen über Repräsentationen ist. Raum ist repräsentierbar und damit herstellbar (vgl. Vernon, 1977 und Roth, 1997). Diese Erkenntnisse weisen darauf hin, dass der Anteil der eigenen Leistung an der Raumwahrnehmung eine sehr große Rolle spielt. Der Akteur schafft sich Räume, in welcher Form, werden wir noch sehen. Aber virtuelle Räume müssen nicht weniger real sein als materielle Räume. Nicht die materielle Erscheinungsform ist entscheidend für das Wahrnehmungssystem, sondern bildhafte Repräsentationen, erkennbare Muster und Formen, übertragbare Eigenschaften. Wenn es für das Wahrnehmungssystem unerheblich sein kann, ob die Strukturen materiell sind, scheint es naheliegend, das Internet auch als Raum zu begreifen. Aber dass im Zusammenhang des Internets die Metaphern des Raumes so häufig auftauchen und eine offensichtlich zentrale Rolle spielen, wo es kommunikative Funktionen hat, ist damit allein noch nicht geklärt.

4.2.1 Die Konstruktion von Wirklichkeit

Die oben genannten Begriffe Wahrnehmung und Kommunikation nehmen in der Systemtheorie und im Konstruktivismus bereits einen bestimmten Stellenwert ein. Will man den Konstruktivismus definieren, so ist er die Theorie darüber, wie eine Instanz Wirklichkeiten hervorbringt (Weber, 2002: 21 ff.). Die Beschaffenheit der Wirklichkeit ist dabei nicht von Interesse, sie ist schlicht nicht

objektiv wahrnehmbar. Für die Konstruktivisten ist einzig die Vorgehensweise relevant, wie die jeweilige Wirklichkeit konstruiert wird. Hierbei kann man eine naturalistische Position gegenüber einer kulturalistischen Position abgrenzen. Aus der naturalistischen Perspektive betrachtet man die Wahrnehmung über Kenntnisse der kognitiven Verarbeitungsweise Gehirns, der Biologie und Physiologie der Wahrnehmungsapparatur aus individueller Sicht (vgl. Zusammenfassung von Roth). Die Übertragung der Erkenntnisse in die kulturalistische Perspektive fällt schwer. Hier spielen die Sprache, Medien, die Kultur und die Gesellschaft die Hauptrolle bei der Wahrnehmung von Wirklichkeit. Der Medienwissenschaftler Siegfried Schmidt unternimmt den Versuch, das Zusammenwirken der verschiedenen Instanzen Kognition, Medien, Kommunikation und Kultur bei der Erzeugung von Wirklichkeit zu beschreiben (Schmidt, 1994). Zusammengefasst geht es bei der Analyse aus konstruktivistischer Sicht nicht um die Frage nach der Realität oder der Wahrheit, sondern um einen Vergleich von Wirklichkeiten. Realisten können durchaus die originalgetreue Abbildung der Wirklichkeit bezweifeln, jedoch ist immer eine Wirklichkeit da, die im Sinne von Nachahmung abgebildet wird. Aus Sicht der Konstruktivisten ist die Wirklichkeit die Folge der Konstruktion durch Instanzen wie Bewusstsein, Nervensystem, Kommunikation und vieles mehr. Wirklichkeit wird produziert und nicht nachgeahmt. Die Theorierichtung des Social Constructionism schreibt diese Konstruktionsleistung vorwiegend der Sprache zu. Bestimmte Formen der Sprache konstruieren Sinn und Bedeutung in der Wahrnehmung des Menschen.

„ This means, that the way a person thinks, the very categories and concepts that provide a framework of meaning for them, are provided by the language that they use“ (Burr, 2003: 8).

Wahrnehmung ist eine Grundleistung von Lebewesen, die mit Hilfe ihrer Sinnesorgane und Bewusstseinsapparate durch eigensinnige Selektionen und Strukturbildungen auf Änderungen in ihrer Umwelt reagieren. Wahrnehmungsleistungen sind lebensnotwendig, sie dienen der Orientierung und sind Voraussetzung für soziales Lernen. Der Wahrnehmungsinhalt muss verlässlich sein. Aber es ist für den Menschen als selbsterhaltendes System nicht notwendig, über eine „direkte Abbildung“ der Realität zu verfügen, um einen „realistischen“ Umwelteindruck zu erhalten.

„Realität ergibt sich aus dem erkennenden Tun des Beobachters, der Unterscheidungen trifft und somit den Einheiten seiner Beobachtung Existenz verleiht“ (Maturana, 1990: 13).

Der Hauptanteil der Wahrnehmung ist folglich eine Konstruktion des Wahrnehmungssystems. Dies kann man sich leicht vergegenwärtigen, wenn man an die sinnlichen Eindrücke denkt, die im Traum erlebt werden. Die hier interessierende Konstruktion geschieht über Vorgänge, die unserem Bewusstsein nur begrenzt zugänglich sind. Denn: „Die Komplexität der Umwelt wird zerlegt in Erregungszustände der Sinnesrezeptoren“ (Roth 2001, S. 115). Soweit stellt sich die Wahrnehmung von Raum im Internet als Konstruktion der Instanzen dar, die für Wahrnehmung zuständig sind. Der Einfluss kultureller oder gesellschaftlicher Schemata ist damit nicht ausgeschlossen. Vielmehr könnte man das Ergebnis der Wahrnehmung mit Schmidt einem Zusammenwirken der

verschiedenen Instanzen des Gehirns, des Mediums und der Gesellschaft zusprechen. Demgegenüber oder besser an die Seite stellt die Systemtheorie die Theorie der systemrelevanten Weltwahrnehmung als Umwelt dar. Die Wahrnehmung ist immer aus Sicht des Systems zu sehen, welches nur innerhalb seiner Kommunikation Bestand hat. Außerhalb der Kommunikation ist das System zu Ende. Gemeinsam ist den Theorien, dass man nicht von einer existierenden objektiven Realität ausgehen muss, um daran die subjektive Wahrnehmung zu messen. Nun lassen sich verschiedene Systembegriffe unterscheiden. Man kann in der klassischen Systemtheorie das System als Ganzes betrachten, das mehr ist als die Summe seiner Teile oder als Menge von Elementen, die in Interaktion stehen. Systeme können nach neueren Systembegriffen geschlossene Grenzen haben, innerhalb derer sie sich reproduzieren, durch die die Differenz zur Umwelt definiert oder als Netzwerk betrachtet werden. Die entscheidenden Paradigmen, die die Entwicklung der Systemtheorie bestimmt haben, sind die Unterscheidung zwischen Teil und Ganzem, zwischen System und Umwelt und die Autopoiesis, deren Einführung Niklas Luhmann zu verdanken ist. Luhmann unterscheidet beispielweise biologische, psychische und soziale Systeme, die sich von der Umwelt unterscheiden und jeweils für sich operieren. Seine zentrale Annahme ist, dass Kommunikation und Gesellschaft in einem zirkulären Verhältnis zueinander stehen. Kommunikation konstituiert Gesellschaft, besteht aber auch nur aufgrund von Gesellschaft. Der Ausgangspunkt ist somit nicht das Subjekt oder Individuum, kein Gegenstand und keine Substanz. Die Perspektive wird auf strukturelle Zusammenhänge gelenkt.

Die Gesellschaft besteht aus Teilsystemen, die ihre eigene Form der Realitätskonstruktion haben, wobei die Reduktion von Komplexität ein wichtiger Aspekt ist. Trotzdem betrachtet Luhmann Systeme aufgrund ihrer realen Operationen als real existent. Für ihn macht die Kontroverse über die reale Welt keinen Sinn. Wesentlich sind die Beobachtungen der Wahrnehmungsvorgänge, ob sie sich nun auf eine reale Welt beziehen oder nicht. Illusion und Realität sind nicht unterscheidbar. Daher spielen für Bezeichnungen Identitäten keine Rolle, nur die Differenzierung nach Funktionen ermöglicht die Zuordnung von Bedeutungen.

4.2.2 Die Funktion der Metapher

„Die Metapher ist viel klüger als ihr Verfasser und so sind es viele Dinge.“ Lichtenberg

Um dem Mechanismus näher zu kommen, was allein die Metapher bewirkt, sei im Folgenden ihre Funktion dargestellt. Metapher bedeutet Übertragung, Übersetzung, und dient zunächst der Umschreibung von Worten (Du bist ein Esel!). Als Tropus (Wendung) wird die Metapher häufig als verkürzter Vergleich genutzt, um zwei Bildfelder miteinander zu verbinden. Wortbedeutung und Äußerungsbedeutung klaffen hierbei auseinander (vgl. Sowinski 1999, S. 125ff.). Im Gegensatz zur Metonymie (ein Glas trinken, Berlin ist der Meinung ...) ist der Zusammenhang nicht kausaler Art. In der Sprachphilosophie wird die Metapher in Anlehnung an Hannah Arendt häufig als ein Rückgriff auf vorhandene Denkstrukturen verstanden, der Unsichtbares sichtbar macht.

Anders als das Symbol ist die Metapher allerdings kein einfaches Sinnbild für das umschriebene Wort, sondern baut auf nicht trivialen Analogien auf. Die Ähnlichkeit zum beschriebenen Objekt ist nicht unbedingt logisch. Sie baut vielmehr auf kulturellen Wahrnehmungsmodellen auf und setzt neue Ähnlichkeiten. Die Integration systemtheoretischer Begrifflichkeiten erklärt die Erzeugung von Parallelen funktional instrumentell als Anschlussbasis für die Kommunikation. Die Auseinandersetzung über die Bedeutung und die Funktion der Metapher ist so alt wie die Sprache selbst. Die Frage war stets die gleiche und erinnert an den Diskurs über Wahrnehmung und Wirklichkeit: Ist die Metapher Abbild der Wirklichkeit, die von einer vorsprachlichen Ordnung der Dinge ausgeht? Kann jedes Ding seinen richtigen Namen haben? Oder ist die Metapher eine Fehlinterpretation, ein täuschender Ersatz und ein uneigentlicher Wortgebrauch, der auf einen Mangel an Ausdrucksfähigkeit zurückzuführen ist? Traditionell hat sich die analytische Sprachphilosophie seit der Antike mit Metaphern beschäftigt. Sie wurden theoretisch gefasst und nach Gestalt, Inhalt, Leistung und Wirkung untersucht. Seit Saussure (2001) hat die semantische Übertragungstheorie an Bedeutung für die Analyse von Metaphern zugenommen. Für Saussure gibt es hinter dem Wort ein geistiges Konzept, das mit dem Zeichen assoziiert wird. Dieses Konzept stellt eine Art dar, die äußere Realität aufzufassen; so besteht eine Beziehung zwischen dem Zeichen und der Realität lediglich über das geistige Konzept desjenigen, der das Wort nutzt. Die Substitutionstheorie, nach der die Metapher zwar nützlich aber nicht notwendig ist, hat sich relativ lange gehalten und hat bis heute noch Geltung. Metaphern können für

sich betrachtet als Veredlung der Rede, aber ohne schöpferische Bedeutung angesehen werden. Das Prinzip der Ähnlichkeit spielt hierbei eine zentrale Rolle. Der Sinn der Metapher ist poetisch, nicht manipulativ, gilt als „verkürztes Gleichnis“ (vgl. Debatin, 1995: 27). Doch bei aller pädagogischen oder rhetorischen Nützlichkeit entfaltet die Metapher nach dieser Theorie weder eine eigene argumentative noch innovative Kraft. Auf der Ebene der Wahrnehmung und ihrer Verarbeitung spielen metaphorische Prozesse aber ebenfalls eine wichtige Rolle. In der interaktionistischen Metaphertheorie wird der Zusammenhang zwischen Sprachpraxis und Metapher untersucht, was die kommunikative Leistung der Metapher betont. Doch unter den zahlreichen Theorien über Metaphern lässt sich noch eine weitere Perspektive herausfiltern, mit der die Metapher eine wesentlich soziologische Bedeutung erhält. In der transzendental-hermeneutischen Perspektive ist die Metapher fundamental wichtig für die Verständigungsfunktion der Sprache und geht darüber hinaus. Als reflexive Sprachform ist sie an die Bedingungen der Kommunikation gebunden. Sie greift also Voraussetzungen der kommunikativen Situation und deren kulturell-sozialen Basis auf und bringt so nicht lediglich Ähnlichkeiten sondern Identitäten hervor. Die Sinn- und geltungskritische Reflexion der Verwendung von Metaphern ist bestimmbar als rationaler Vorgriff. Metaphern können also ein Ausdruck von Rationalität sein. Der Ausgangspunkt für diese Sichtweise ist, dass Sprache prinzipiell metaphorisch ist. Metaphern sind notwendig für das Denken und das Verstehen, sie werden kognitiv-praktisch oder mit anderen Worten vernünftig eingesetzt.

Metaphern sind aus dieser Sicht keineswegs Substitute für Dinge, die anders nicht ausgedrückt werden können oder Ausdruck eines sprachlichen Mangels, sondern vielmehr ein gestaltbildendes Potenzial für soziale Prozesse, wie später noch zu zeigen sein wird. Doch zunächst wollen wir im Folgenden die Rolle der Metapher für die menschliche Wahrnehmung betrachten.

4.2.3 Die Funktion der (Raum-)Metapher für die Wahrnehmung

Metaphern sind Schöpfungen der Sprache und haben eine wichtige Funktion für die menschliche Wahrnehmung und der Verortung in der Welt. Sie sind Brücken zwischen unserem Bewusstsein und dem, was uns umgibt. Doch sind sie bloße Fantasieprodukte? Haben sie wirklich keinerlei Bezug zur Realität, sofern man davon ausgeht, es gibt eine Wirklichkeit jenseits der Wahrnehmung? Nietzsche hat dazu eine Abhandlung verfasst. So heisst es in der Abhandlung über die Wahrhaftigkeit der Sprache:

„Wahrhaft zu sein, das heißt die usuellen Metaphern zu brauchen, also nach einer festen Konvention zu lügen, herdenweise in einem für alle verbindlichen Stile zu lügen.“ (Nietzsche, 2000: 8509).

Somit sind Metaphern ihrer Wahrheitsfähigkeit enthoben, auf eine schmückende, ornamentale Funktion für die Sprache verengt, allenfalls psychologisch instrumentalisiert. Das Zitat aus der Abhandlung über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn geht aber nicht lediglich auf Metaphern im ornamentalen Sinn für die an sich wahrheitsgemäße Sprache ein. Nietzsche beschreibt vielmehr grundsätzlich, wie Sprache und Begriffe daraus entstehen, dass der Mensch vergisst, Metaphern anzuwenden,

wenn er versucht, Dinge zu verstehen, zu begreifen. Metaphernbildung ist nach Nietzsche ein fundamentaler Trieb des Menschen, um für sich selbst Sicherheit zu erzeugen. Dieser Vorgang entspringt aus der Suche nach der Metamorphose der Welt in den Menschen. Der Mensch versteht sich als Maß aller Dinge und möchte die Welt als menschenartiges Ding begreifen. Aus einem Nervenreiz entsteht die erste Metapher, ein Bild, aus dem laut die zweite Metapher. Aus einem künstlerischen Akt heraus entstehen Begriffe, von denen der Mensch schließlich vergisst, dass sie bloß Metaphern der Anschauung sind. So erzeugt er die Illusion, das Wesen der Dinge erfassen zu können.

„Wir glauben, etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben und Blumen reden und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen“. (Nietzsche, 2000: 8510).

Nietzsche drückt damit aus, dass die Wesenheiten der Dinge aus der anthropozentrischen Sicht auf die Welt immer nur eine sehr eingeschränkte Sichtweise sein kann. Dinge, die diese Sichtweise beeinflussen sind Zeit, Raum und Zahl. Der Bau der Begriffe sei eine Nachahmung der Zeit- Raum- und Zahlenverhältnisse auf dem Boden der Metaphern. Sie machen die Welt anschaulich für den Menschen und seine Empfindungen. Das Anschaulichmachen ist als ästhetisches Vorgehen zu verstehen, das immer dann angewendet wird, wenn etwas neu verstanden werden muss, da sich noch keine Begriffe dafür gefestigt haben. Die Unanschaulichkeit des bisherigen begrifflichen Denkens für ein neues Phänomen wie das Internet bringt in jedem Fall die Notwendigkeit

der Vermittlung mit sich. Häufig sind kognitive Konzepte nicht ausreichend, um ein Phänomen zu verstehen. Durch Anschauung mit Hilfe von sinnlichen Bildern wird eine Brücke zur empirischen Erfahrung geschlagen (vgl. Debatin 1995). Hier stellt sich eine sinnlich erfahrbare Vorstellung ein, die die Verbindung zu kognitiven Konzepten herstellt. Die gestalthafte Metapher regt über die Erzeugung von Erinnerungsbildern die Verbindung der Gehirnhälften an, so dass eine Einheit der Erfahrung möglich wird. Die sog. Ikonizität der Metapher weist auf die Verbindung von Sinnbild, Sprachbild und Denkbild in einem anschaulichen Modell hin. Die soziale Funktion der Metapher liegt also in der strukturierenden Kraft, der Sinnstiftung. Metaphern, die mit Bildern der räumlichen Orientierung arbeiten, zählen zu den primären Metaphern, die über Größe, Entfernung und Position eine Strukturierung nach Wichtigkeit vornehmen. Räumliche Metaphern für das Internet zu verwenden, entspricht dem Bedürfnis nach Struktur und Ordnung. Diese Praxis verweist außerdem auf die sinnliche Erfahrung eines neuen Zustands.

Das Internet wird mit unterschiedlichen Raum-Metaphern beschrieben. Mit Meeresmetaphern wie Navigator, Datenmeer, Surfen etc. verbinden die Internetnutzer beispielsweise Freiheit, Abenteuer, Gefahren, Unberechenbarkeit und Imposanz. Bei Highway denken sie eher an Merkmale wie Geschwindigkeit, Zielstrebigkeit und eindeutige Richtung. Portale bieten in den Augen der Nutzer das Gefühl eines beeindruckenderen Eingangs, als es der Begriff der Tür vermag. Foren werden aufgefasst als archaische Umschreibung für ideale Diskursräume; damit stellen sie indirekt eine stärkere Verbindung zu herrschaftlichen Strukturen

her als die Bezeichnung Chatroom. Denkmodelle, die mit Metaphern einhergehen, beeinflussen den Prozess des Verstehens. Unsichtbares wird durch Metaphern sichtbar, das heißt der sinnlichen Erfahrung zugänglich gemacht. Da Sinnesorgane die einzigen Türen des selbsterhaltenden Bewusstseinssystems zur Umwelt darstellen, helfen Metaphern, eine Hypothese über die Realität zu erhalten, die mit Hilfe eines Rückgriffs auf die sinnlichen Erfahrungen strukturiert wird. Im Falle der Beschreibung des Internets mit Raum-Metaphern liegt die Vermutung nahe, dass die Hypothese über die Realität des Internets mit Eigenschaften verknüpft wird, die auch materiellen Räumen zugeschrieben werden. Denn dies dient nicht nur der individuellen Erfahrbarkeit und damit der Beschreibbarkeit eines Mediums, sondern gleichzeitig der sozialen Interaktion innerhalb der neuen Kommunikationsstrukturen, die das Internet bietet. Räumliche Metaphern im Kontext der Internetnutzung können auf diese Weise Denkbilder erzeugen, die einen sinnlichen Bezug des Selbst in dem Medium Internet herzustellen helfen.

Die kognitive Unzugänglichkeit des Mediums Internet als Raum ist leicht nachzuvollziehen, wie später noch gezeigt wird. Daher werden Metaphern hier eingesetzt, um hier eine Überwindung der Wahrnehmungsdissonanzen des psychischen Systems zu erwirken.

5

Forschungsdesign

„Wenn Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real.“ Thomas-Theorem

5.1

Methodenwahl

Ziel der Untersuchung war, herauszufinden, ob und wie Raum im Internet hergestellt wird und ob er die gleiche Wirkung hat wie der materielle. Der Weg zum Forschungsdesign lässt sich mit dem Vorgehen bei einem Puzzle vergleichen. Bevor ich mir das Puzzle vornehme, kann ich mir eventuell eines unter anderen aussuchen. Ich nehme mir also das Puzzle mit dem Kommunikationsraum vor. Ich habe eine vage Vorstellung davon, was daraus für ein Bild werden kann. Womit fange ich an? Ich suche mir die Ecken. Zu diesem Zeitpunkt weiß ich noch nicht, wie groß das gesamte Puzzle sein wird, aber ich habe zumindest einen Anhaltspunkt, von dem aus ich die Randteile sortiere. Sie geben den Rahmen an, in welchem sich der Bildausschnitt, den ich mir bei Gelingen der Zusammensetzung am Ende anschauen kann. Die Randteile müssen zusammengefügt werden. Dies tue ich, indem ich möglichst alle Randteile hinlege und überlege, welche zusammenpassen. Für die Entwicklung der Hypothesen gilt das gleiche. Ausgehend von meiner Grundidee oder auch Leithypothese suche ich mir die passenden Randteile zusammen. Wie mache ich das? Ich spreche mit möglichst vielen Leuten darüber, frage sie, was sie denken.

Auf diese Weise ergibt sich nach und nach der Rahmen für das Bild. Das Innere des Bildes ergibt sich dann erst aus den restlichen Puzzleteilen. In der Hoffnung, alle zusammentragen zu können, gehe ich also nun systematisch oder durch Versuch und Irrtum vor, um das Bild entstehen zu lassen. Der Vorteil der qualitativen Methode liegt in der Offenheit für individuelle Unterschiede der Perspektiven, indem das Wissen und Handeln der Betreffenden zum Forschungsgegenstand genutzt wird. So setzt sie an den subjektiven und sozialen Bedeutungen an, die mit dem Gegenstand verknüpft sind (vgl. Flick, 1996. 15ff). Im Verständnis qualitativer Forschung ist die soziale Wirklichkeit kommunikativ bedingt. Nach dieser Ansicht sind es die Menschen, die durch ihr Handeln und ihre Kommunikation gesellschaftliche Strukturen schaffen und verändern. Dazu dient die ständige Interpretation der beobachteten Wirklichkeit aufgrund des Vorwissens, das vorhanden ist. Für die Konstruktion von Wirklichkeit sind also Vorgänge der Wahrnehmung und der Deutung wesentlich, die sowohl auf der individuellen als auch der kollektiven Ebene zu verorten sind. Daher sind nach meiner Ansicht die Berücksichtigung von Wahrnehmungsvorgängen und sprachlicher Symbolik wichtige Voraussetzungen für die qualitative Forschung. Die Wahrnehmung von Räumen ist ein äußerst komplexer Vorgang, der durch die Erweiterung auf virtuelle Räume an Komplexität noch um Einiges zunimmt. Die Methode zur Erfassung der Wahrnehmung erfordert viel Spielraum für freie Assoziationen und Reflexionen der Beteiligten. Ziel der Untersuchung war es, einen möglichst tiefen Einblick in die Wahrnehmungssituation der Nutzer von virtuellen Räumen zu erhalten.

Die Methoden der Wahl in diesem Fall sind qualitative Interviews und Experimente, die eine reflexive Interpretation der Probanden vorsehen. Dies entspricht dem von Flick vorgeschlagenen Lösungsweg der Gestaltung von Methoden, um der Komplexität des untersuchten Gegenstands gerecht zu werden. Eine Säule des Forschungsdesigns stellen auf einen Stimulus hin fokussierte Studentebefragungen dar, die mit verschiedenen Studentengruppen durchgeführt wurden. Dafür haben sich freundlicherweise eine Reihe von geduldigen Studenten aus meinen Seminaren zur Verfügung gestellt. Die Gruppen von Studenten erhielten die Aufgabe, sich in dem Internetspiel Silberland einen Charakter zu schaffen und sich darin zwei Stunden aufzuhalten. Anschließend notierten sie ihre Erfahrungen und Gefühle nach vorgegebenen Fragen. Die Konzentration auf vorgegebene Fragen nach einer intensiven Erfahrung hatte den Vorteil, dass eine themenzentrierte Auswertung schon bei der eigenen Reflexion stattfand, also von den Studenten selbst vorgenommen wurde. Die Fragen gingen von allgemeinen Fragen, ähnlich dem Leitfaden der Interviews über zu speziellen. Sie wurden nach ihren Schwierigkeiten beim Zurechtkommen in der MUD -Umgebung gefragt, danach, wie sie die Kommunikation erlebt haben, welche Art von Menschen sich wohl vorzugsweise im MUD aufhalten. Weitere Fragen waren:

Was ist das Internet für Sie, womit würden Sie es vergleichen?

Was ist Raum, wie würden Sie einen idealen Raum beschreiben?

Wozu dient ein Raum, was ist räumlich am Internet, wo und wann fühlen Sie sich wie in einem Raum?

Wobei hilft diese Vorstellung?

Warum will der Mensch den Raum überwinden?

Die Fragen wurden nacheinander gestellt, um genügend Zeit zum Nachdenken über jede Frage zu geben und einen Vorgriff auf das Räumliche auszuschließen.

Das Durchführen von Interviews sollte die Möglichkeit bieten, über grobe Situationsbeschreibung hinaus einen Zugang zu nicht offensichtlichen Anteilen bei der Wahrnehmung zu finden, der im Laufe des Gesprächs immer wieder überprüft und reflektiert werden kann. Gleichzeitig ist es unvorteilhaft, eine rein narrative Gesprächssituation zuzulassen. Die Fokussierung auf bestimmte Themen sollte schon während des Interviews in zentrierter Form geschehen. Die Interviews wurden daher leitfadengestützt als qualitatives Leitfadeninterview durchgeführt. Es wurden zusätzlich zu Studenten Teilnehmer und Moderatoren von Internetforen mit einer sehr offenen Interviewtechnik befragt. (ausführlich in Leuzinger-Bohleber&Garlichs, 1993). Die von mir aufgegriffene und an die Fragestellung angepasste Erhebungsmethode sieht vor, die persönlichen Hypothesen der Befragten zu einem Thema zu erfassen und durch vertieftes Nachfragen ihre eigenen Erklärungen ihrer Aussagen hervorzulocken. Sie wurde deshalb gewählt, da sie einerseits eine strukturierende Führung des Gesprächs vorsieht, andererseits den größtmöglichen Spielraum für die Interviewten lässt, um ein komplexes psychisches Erleben zu beschreiben. Die Fragen nach dem Raumverständnis, nach räumlichen Eigenschaften, die für Diskurse förderlich sind, nach dem Aussehen, der Atmosphäre und den eigenen Konstruktionsanteilen bei der Wahrnehmung bezogen sich sowohl auf „materielle“ als auch auf „virtuelle“ Räume, wobei der materielle Raum der

Ausgangspunkt war. Sie wurden durch Zwischenfragen ergänzt, die möglichst freie Assoziationen und Vergleiche hervorrufen sollten. Ziel des Interviews war die Hinführung der Interviewten von der Beschreibung ihrer Wahrnehmung zur selbstreflexiven Analyse ihres aktiven Anteils am Konstruktionsvorgang. Dieses Vorgehen erforderte aber zum einen ein hohes Maß an Sensibilität der Interviewerin für die Interviewten zum anderen eine hohe Bereitschaft der Interviewten, sich auf eine abstrakte Gesprächssituation einzulassen. Gleichzeitig musste die Gefahr der Steuerung in eine bestimmte Richtung vermieden werden, was sich aber durch eine „diskrete persönliche Präsenz“ erreichen lässt. (Kaufmann, 1999:78) Der Spielraum für den Interviewten muss in jedem Fall denkbar groß bleiben. Dann lassen sich die Informanten, wie Kaufmann (1999) die Interviewten bezeichnet, dazu bringen, theoretische Aussagen zu treffen. Ein methodisches Problem ist die Neigung mancher Interviewpartner zum extremen Abschweifen und die Notwendigkeit der absoluten Aufmerksamkeit der Interviewerin. Es kann vorkommen, dass gerade Menschen, die nicht gewohnt sind, in langen Monologen zu sprechen, unsicher darüber sind, wie viel sie erzählen sollen oder dürfen. Daher ist eine interessierte Haltung mit den entsprechenden Signalen der Bestätigung zwar wichtig, um den Redefluss anzuregen. Gleichzeitig muss aber auch darauf geachtet werden, dass das Thema immer „im Raum“ steht, sozusagen gegenwärtig ist und nicht die Lebensgeschichte erzählt wird. Dazu helfen sowohl der Leitfaden und das Mitprotokollieren in den meisten Fällen recht gut. Nur selten kommt es vor, dass das Mitprotokollieren störend auf den

Redefluss einwirkt, wenn der Blickkontakt und die Rückversicherung den Interviewten ausgesprochen wichtig sind.

Ausgangspunkt für die Auswahl der Interviewpartner besteht in jeder empirischen Arbeit immer darin, den Zugang zu bestimmten Menschen zu erhalten, die für die Forschungsfrage hilfreich sein können. Qualitative Forschung will Prozesse in der Tiefe begreifen und nicht eine möglichst große Anzahl von Personen vergleichen, was für das Verstehen von Raumkonstruktion im Internet sehr nützlich ist. In diesem Fall war die Auswahl der Personen einem denkbar günstigen Umstand zu verdanken. Das gerade zum Zeitraum der abschließenden theoretischen Vorarbeiten laufende Alexforum (Bürgerbeteiligung im Internet) wurde von glücklicherweise sehr aufgeschlossenen Moderatoren betreut, die mir Kontakt zu den Teilnehmern verschafften. Dies war besonders günstig für die Fragestellung, da es in diesem Forum um die Gestaltung des Alexanderplatzes in Berlin ging, was noch mehr Anknüpfungspunkte für die raumtheoretische Analyse bietet, als es in einem „normalen“ Forum der Fall gewesen wäre. Zur Vorbereitung des freiraumplanerischen Ideen- und Realisierungswettbewerbs Alexanderplatz wurde vom 30.4. bis 27.5.2003 eine interaktive Bürgerbeteiligung durchgeführt. Ziel war es, die Anforderungen der Bürgerinnen und Bürger an den öffentlichen Raum zu verstehen, und sie strukturiert in die Wettbewerbsaufgabe einfließen zu lassen. Die interaktive Bürgerbeteiligung wurde mit Unterstützung des Beratungsbüros City & Bits konzipiert und ausgewertet. Die Durchführung und Moderation der internetgestützten Projektanteile wurde ebenfalls von City & Bits in Kooperation mit dem Fraunhofer Institut AIS realisiert. Weitere

Interviewpartner ergaben sich aus Kontakten zu Menschen, die mit Mediengestaltung im Bereich von Bürgerforen zu tun haben und vielen Studenten aus meinen Seminaren. Insgesamt wurden 45 Studenten nach ihrer Erfahrung im MUD befragt und 10 Tiefeninterviews mit Teilnehmern am Alexforum und Moderatoren durchgeführt.

5.2

Auswertung

„ Den Sinn zu suchen, heißt an den Tag zu bringen, was sich ähnelt. Das Gesetz der Zeichen zu suchen, heißt Dinge zu entdecken, die ähnlich sind Die Grammatik der Wesen ist ihre Exegese. Die Sprache, die sie sprechen, erzählt nichts anderes als die sie verbindende Syntax.“ Michel Foucault.(1974)

Die Interviews wurden nicht komplett als Einzelfall ausgewertet, da dies dem Ziel der Fragestellung abträglich wäre. Es kommt nicht darauf an, die biografischen Hintergründe für Aussagen und eine Entwicklung der Gesprächsführung zu beleuchten. Vielmehr steht im Vordergrund der Auswertung, die übergeordnete Struktur des Diskurses über die Internetkommunikation zu finden. „Erkennen heißt also interpretieren (Foucault, 1974:63).

Hierfür wurde die im social constructionism häufig genutzte diskursanalytische Vorgehensweise gewählt, die an die klassische Foucaultsche Diskursanalyse angelehnt ist und mittlerweile die verschiedensten Anwendungsbereiche erfährt. Der wichtigste Unterschied zu üblichen qualitativen Vorgehensweisen ist, dass das Textmaterial, beispielsweise aus Transkripten von Interviews nicht

lediglich eine Meinung oder ein Schicksal wiedergegeben und in ein theoretisches Schema eingeordnet, sondern tiefergehend mit dem Fokus auf die konstruierende Sprache interpretiert wird (vgl. Burr, 2003: 149 ff.). Sprache ist nach Foucault der Versuch der Menschen, Verbindungen und Ähnlichkeiten zu ordnen und zu systematisieren. Wesen tragen am sichtbarsten Punkt ihrer Oberfläche das Zeichen dessen, was an ihnen das Wesentliche ist (vgl. Foucault, 1974: 280). Der Ausgangspunkt der Sprache ist der Wunsch nach Ordnung. Sprache entwickelt sich, die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem ändert sich.

„Die Identität und das, was sie markiert, werden durch das Residuum der Unterschiede definiert.(...) Es ist das, was die anderen nicht sind. Es existiert in sich selbst nur an der Grenze dessen, wovon es sich unterscheidet“ (Foucault, 1974:188).

Die Sprache oder die Suche nach Ähnlichkeiten ist einem ständigen Wandel unterlegen. Daher ist es wichtig, bei der Analyse von Diskursen auf „verborgene Tiefen zu zielen“ (Foucault 1974:283). Denken ist Empfinden, das Sichtbare wird auf das Unsichtbare bezogen. Um also nun Ordnung in das „*Gemurmel*“ zu bringen, sucht die Diskursanalyse nach Strukturmomenten, denen die Subjekte unterworfen sind. Dies können Dispositive der Macht sein. Aber viele diskursive Analysen gehen mittlerweile von einer allgemeinen Annahme aus, dass ein Diskurs die Sicht auf die Welt und auf sich selbst innerhalb dieser Welt bestimmt. Die Analyse soll daher die Sprache interpretieren, um den konstruktiven Anteil zu bestimmen. Es gilt daher, die Themen und Strukturen herauszuarbeiten, die die Befragten in den Interviews offenbaren,

und sie zu interpretieren. Hierbei ist auf Reflexivität zu achten, die den Befragten ermöglicht, die Interpretationen des Forschers zu kommentieren. In der Analyse des Diskurses in dieser Untersuchung wurde zwischen materiellen und virtuellen Räumen und deren Funktionen für die Interviewten unterschieden, da diese Themen in den Interviews zur Sprache kamen. Ziel der themenzentrierten Auswertung ist, das überindividuell Gemeinsame herauszuarbeiten, wie Meuser und Nagel vorschlagen. Grundlage dafür waren die transkribierten Aufnahmen der Interviews. Die Interviews wurden transkribiert, ohne spezielle Dialekte oder grammatische Inkorrektheiten zu erfassen. Ebenso wenig wurden Pausen, Stimmlagen oder andere parasprachliche Elemente erfasst. Die speziellen sprachlichen Fähigkeiten oder Ausdrucksweisen waren nicht Gegenstand der Analyse und somit irrelevant bzw. hätte zu nicht beabsichtigten Vorbehalten führen können, da die Interviewten aus sehr unterschiedlichen Schichten stammen. Nach der Vorgabe von Meuser und Nagel (1991) wurden die Transkripte zunächst paraphrasiert, nach Themen geordnet und dann noch immer textnah zusammengestellt. Die Auswertung des sprachlichen Materials erfolgte in diskursanalytischem Verfahren durch Zusammenfassung und Vergleich der Textpassagen nach metaphorischen Aspekten bei der Beschreibung von Kommunikation. Hier wurde zum einen die Funktion der Raum-Kategorie für die Wahrnehmung des Internetmediums und zum anderen die Funktion für die soziale Verortung kategorisiert. In der folgenden Stufe wurden die Textpassagen interpretiert und mit wissenschaftlichen Theorien in Verbindung gebracht. Hierbei sind die während der Interviews und Experimente von den Pro-

banden selbst definierten Herstellungsleistungen von den eigenen interpretativen Auslegungen getrennt analysiert worden. Die theoretische Generalisierung musste also aus meiner Perspektive und aus der Perspektive der Interviewten erfolgen, was das Risiko der Fehlinterpretationen aus einseitiger bzw. vorgebelasteter Sicht einschränken sollte. Da es keine eindeutige Interpretation von Texten geben kann, sollte sie zumindest möglichst nahe an der Interpretation der Interviewten sein. Meine eigenen Vorannahmen unterlagen somit einer gewissen Kontrolle durch die Interviewten.

5.3

Beispiel für die Interviewführung

Anhand exemplarischer Interviewausschnitte zeige ich mit Kommentaren, was die Befragten über den Raum, die Kommunikation und Strukturierung sagen. Die Ausschnitte sind so gewählt, dass sie die allgemeine Art der Interviewführung sehr gut wiedergeben. Die Befragten bekamen sehr viel Raum für ihre Überlegungen. Die Rückfragen sollten dazu anreizen, tiefer nachzudenken. Die Fragesituation war kein Abhaken von Aussagen, sondern vielmehr ein Setzen von Impulsen zur Anregung von freien Assoziationen, Empfindungen und der Abstraktion von Raum als Ding zu einem dynamischen Gebilde. Genau darin liegt die Stärke der qualitativen Methode. Bei großer Flexibilität kann eine Abstraktionsleistung bei den Befragten direkt erzeugt werden, so dass die Interpretation nicht allein beim Forscher bleibt. Im Folgenden versuche ich dem Leser ein Gefühl dafür zu vermitteln, wie die Aussagen der Befragten im Redefluss zustande gekommen sind. In

den Ausschnitten ist der Zusammenhang erkennbar, der in den späteren Interpretationen so nicht mehr herstellbar ist. Die Gesprächsführung wechselt zwischen Anregung zu Assoziationen und freiem Nachdenken und der Fokussierung des Gesagten und wird entsprechend gekennzeichnet.

5.4

Interviewausschnitt

A: Irgendwie habe ich das Gefühl, dass die Leute Minderwertigkeitskomplexe haben und denken, dass ein Platz nur durch Hochhäuser wie in New York das Chrysler building Internationalität kriegt. Ich habe das nie so empfunden. Ich war schon oft in anderen großen Metropolen der Welt, in Shanghai oder Hongkong. Ich muss ehrlich sagen, dass das nie das Kriterium dafür war, ob eine Stadt international anerkannt ist, wie viel Hochhäuser da sind. Das ist einfach der Charme einer Stadt, der reizvoll ist. In Hongkong zum Beispiel, da stelle ich mir vor, das ist eine Blutbahn, die zirkuliert. Man steckt da so mitendrin im Verkehr. Das ist was ganz anderes, wenn auf einer Brücke steht und dem Treiben zuschaut. Man sieht das alles in unterschiedlich schnellen Bewegungen, was der Sache Dynamik gibt. Das ist der große Unterschied zum Alexplatz, da gibt es nur zwei Tempi. Es gibt nur die Straße und die Fußgänger. Wenn man aber Bahn, Straße Fußgänger und Brücken hat, und es dann abends im Dunkeln beleuchtet ist, das ist eine Dynamik, das ist unglaublich. Am Alexplatz gibt es keine Dynamik. Ich habe da mal im Hotel gewohnt, wenn Sie da die letzte U-Bahn nehmen, dann ist er tot. Da könnten Sie noch so viel hinstellen, ich glaube nicht, dass da einer vorbeikäme.

F: Was meinen Sie, woran das genau liegt. Die Mischung haben Sie schon gesagt. [Diese Frage hat zum Ziel, den Befragten anzuregen, tiefer nachzudenken, was die Wirkung von bestimmten Raumanteilen ausmacht. Ich interpretiere also nicht im Nachhinein etwas hinein, das ich als Wissenschaftlerin bestätigen will, sondern der Befragte selbst interpretiert, was für ihn die Wirkung ausmacht]

A: Ja, die Mischung macht es. Auf der Westseite von Berlin haben Sie Einkaufsmöglichkeiten, Hotels in verschiedenen Kategorien, Sie haben nicht wie dort nur ein großes Hotel, das die Leute nicht verlassen, weil sie Angst haben, beraubt zu werden. Das ist das, was am Alex fehlt, die Anziehungspunkte, die eben rund um die Uhr da sind. Es besteht wenig Anreiz, sich vom Bahnhof aus in Richtung des Platzes zu orientieren. Dahinter kommt ja auch nichts. Es gibt keine attraktiven Restaurants, wo die Leute hingehen würden. Das ist reine Wohngegend. Da fehlen so Alltagsachen, kulturelle Einrichtungen, Museum, Theater, eine Hochschule, Konzertsäle oder solche Dinge. Damit kann man Leute, die sich normalerweise nicht dahinbegeben würden, anziehen. Natürlich muss man den Platz da mit einbeziehen in die Gestaltung, zum Beispiel den Platz als Kunstwerk gestalten oder so etwas. Ich stelle mir vor, dass man zum Beispiel aus einer Kunsthalle herauskommt und dann feststellt, da ist ja noch mehr und ich dann anfangen zu flanieren. Kunst ist ja nicht etwas, dass es nur im abgeschlossenen Raum gibt. Es gibt ja so wunderschöne Parks mit Skulpturen, wo die Leute drin lustwandeln können. Das kann ich dort nicht.

F: Was muss ein öffentlicher Raum haben, damit sich Leute darin treffen können? [Diese Frage ist ein Impuls, weiterzudenken. Der Eindruck der Interviewerin, dass dazu noch nicht alles gesagt war, bestätigte sich dann auch. Da aber zu lange Monologe vielen Leuten unhöflich vorkommen, unterbrechen sie vorzeitig ihren Gedankenfluss, auch um eine Rückmeldung zu dem Gesagten zu erhalten.]

A: Gute Sitzmöglichkeiten. Keine Bank, auf der drei Leute Platz haben und in dieselbe Richtung schauen. So irgendwie eine Sitzlandschaft, wo die Leute miteinander kommunizieren können. So Funktionsecken. Vielleicht auch ein Spielplatz in die Mitte und dann ein Rundbogen mit Cafés drumherum...Es muss auch so Ecken geben, wo die Leute sich Kultur anschauen können aber auch Ecken, wo die Leute nichts anderes tun als herumliegen. Multifunktionsecken. Ich gebe dann nicht nur einer Zielgruppe ein Ziel, sondern ich sage dann halt, das kann von allen benutzt werden. Das gemeinsame Erleben ist dann, ich bin an dem Platz gewesen und habe es genossen. Das verbindet die Leute, wenn sie ein gemeinsames Erlebnis haben.

F: Welche Bilder kommen Ihnen am ehesten in den Sinn, wenn Sie an öffentliche Plätze und Räume denken? [Die Frage regt nun dazu an, auch Assoziationen zuzulassen, die nicht kopfgesteuert und geprägt vom Alltagswissen scheinen.]

A: Auf der einen Seite so eine Ladengalerie, so ein richtiges Shoppingcenter, ein Mall. Da können sich Leute auch hinflüchten, wenn es regnet, es muss allen Witterungen gerecht werden. Der Verkehr sollte auch so sein, dass es Verbindungen gibt zu den Läden und so weiter. Es sollte nicht nur reine Funktionen geben, wie zum Beispiel die Straße zu überqueren oder drunter durchzulaufen. Das muss verbunden sein. Die Leute sollen keine Angst haben, zum Beispiel in Tunnel hineinzugehen. Die Gebäude sollen miteinander verbunden sein, so dass man sich da aufhalten kann, egal, welches Wetter ist.

F: Also sollte ein öffentlicher Raum auf die verschiedenen Bedürfnisse der Menschen eingehen? [Die folgenden zwei Fragen sind Beispiele für Paraphrasieren während des Interviews. Auch hier wird dazu aufgefordert, selbst zu interpretieren und weiterzudenken. Die Interviews mit Hilfe von Paraphrasieren, also verstehendem Umformulieren des Gesagten in eigene Worte ermöglicht mehr Kontrolle über Fehlinterpretationen.]

A: Eben. Zum Beispiel morgens, wenn älterer Leute Tai Chi machen oder Eltern mit kleinen Kindern spazieren gehen, nachmittags, wenn berufstätige Leute Mittag essen gehen und noch ein halbe Stunde in der Sonne liegen wollen. Nachmittags haben Leute vielleicht Lust, sich noch eine halbe Stunde auf der Wiese auszuruhen oder noch einen Kaffee zu trinken. Abends verabreden sich Leute zum Essen oder Inlineskaten und reden.

F: Meinen Sie, dass Gestaltung Kommunikation ermöglichen kann? Und Sie haben vorhin erwähnt, dass die Leute keine Angst haben dürfen, ist das ein wichtiger Faktor?

A: Auf jeden Fall. Die Leute dürfen keine Angst haben, aber die einzigen, die etwas dagegen getan haben, ist die Deutsche Bahn. Die anderen Gebäude sehen so aus wie vor 20 Jahren, das ist immer noch der gleiche Stalinkretismus, der da vorherrscht, und ich denke, durch die Hochhäuser wird das nicht besser. Wenn ich keine Angst haben will, dann muss ich alles überblicken können. Das heißt, ich habe keine Angst, wenn ich den Eindruck habe, dass ich alles unter Kontrolle habe. Dass ich nicht in jeden Winkel gucken muss, weil da ein großer Schatten ist. Das ist der Moment, wo ich mit einer Situation nicht mehr fertig werde, weil es unübersichtlich ist, dann habe ich Angst. Wenn Ich mich einmal umdrehe und alles überblickt habe und ich nicht schauen muss, was von oben kommt. Es muss alles auf einer Ebene liegen, das ist extrem wichtig.

F: Wie ist das mit den anderen Blicken? Wenn Ich selber alles überblicken kann, dann bin ich auch den Blicken der anderen ausgeliefert sozusagen. *[Für die folgenden Fragen stand im Vordergrund, den Gedankenfluss zu führen. Der Befragte sollte zu Aussagen kommen, die die Funktion von Raum verdeutlicht.]*

A: Das kann ich ja ein bisschen steuern. Wenn ich in der Mitte bin, bin ich mehr im Blick als wenn ich mich vom Rand her bewege. Und ich denke, das gehört auch mit dazu, wenn man sich im öffentlichen Raum bewegt. Das ist O.K.

F: Wie wichtig ist die Anordnung von Menschen und Dingen im öffentlichen Raum?

A: Extrem wichtig. Auch die Architektur, wenn man ein bisschen Feng Shui anwendet, dann sollen die guten Geister durchkommen. Harmonie ist ja ein menschlicher Bedarf. Zum Beispiel runde Formen, ineinander greifende Formen, das richtige Spiel von Licht und Schatten. Wenn ich auf einer Seite nur Schatten habe durch die Hochhausbebauung, dann macht es keinen Spaß, sich da aufzuhalten. Das kann es nicht sein, es sollte Energie auf dem Platz sein.

F: Sind Dinge wichtiger als die Menschen oder umgekehrt?

A: Wenn man Dinge aufstellt, dann sollten sie dem Menschen nutzen. Das heisst, wenn ich eine Bank hinstelle, dann nicht, damit sie sitzen können, sondern damit sie eine Kommunikationsmöglichkeit haben. Zum Beispiel so Zweiersitze im Halbkreis aufgestellt bieten eine Kommunikationsmöglichkeit.

F: Also muss man wissen, welche Funktion ein Ding erfüllen soll, bevor man es aufstellt?

A: Genau. Aber das ist das typisch deutsche Raumverhalten. Nehmen Sie an, Sie haben eine lange Bank. Wenn da einer drauf sitzt, dann haben die anderen Hemmungen, sich dazusetzen. Oder Sie setzen sich dazu, dann empfindet das der andere als Störung der Intimsphäre. Deshalb meine ich, es ist besser, so Zweiersitze aufzustellen, dann kann man sich ein bisschen näher kommen und beobachten, ohne dass es unangenehm ist. Bestes Beispiel ist Forest Gump. Die anderen fühlten sich durch ihn gestört, weil sie ihn ja nicht richtig sehen konnten. Er saß neben ihnen und hat so vor sich hingebrabbelt. Wenn man die Bänke so aufstellt, dass man sich beobachten kann, dann nimmt man den Leuten die Ängste.

F: Wie würden sie einen Idealraum beschreiben?

A: Multifunktionell. Zum Beispiel, wenn Sie so eine Fabrikhalle hätten, dann müsste die so gestaltet sein, dass alles ineinander übergeht aber trotzdem jeder Bereich einer bestimmten Funktion zugeordnet werden kann. Das heißt, ich fühle mich in einem Raum wohl und kann durch Umpositionierung von meiner eigenen Person die Funktion verändern. Man muss genügend Auslaufmöglichkeiten haben. Man muss auch die Möglichkeit haben, sich eine Intimsphäre zu schaffen. Das ist ja auch bei Kindern unheimlich wichtig. Wenn man merkt, man ist zu sehr aufeinandergepfercht, dann macht es irgendwann keinen Spaß mehr.

F: Das ist schon wichtig, um sich wohl zu fühlen, dass man genügend Platz um sich herum hat, aber auch wieder nicht zuviel. *[Paraphrase als Verdeutlichung, dass das Gesagte verstanden wird]*

A: Es muss überschaubar sein. Wenn ich den Eindruck habe, dass ich eine Ecke nicht mehr einsehen kann, dann werde ich unsicher. Nehmen Sie als Beispiel mal den Kellerraum. Das ist etwas, das Sie nicht ständig unter Kontrolle haben, also fühlen Sie sich unwohl, wenn Sie da runter müssen. Oder den Dachspeicher. Aber die Räume, die Sie täglich begehen, auch über mehrere Etagen, das ist überschaubar.

F: Das sind diese typischen Kindheitstraumata, in den Keller zu müssen. Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich immer pfeifen musste. Fällt Ihnen ein Vergleich ein für einen idealen Raum, womit würden Sie ihn vergleichen, vielleicht mit einem Gegenstand. *[Hier wurde zunächst Nähe erzeugt, indem eigene Erlebnisse zeigen, dass man versteht. Dann folgt die Überleitung zur nächsten Assoziation]*

A: Ja, am ehesten mit einem Loft, würde ich sagen. Ich habe einen leeren Raum, den ich mit irgendetwas füllen will. Und wie gestalte ich so einen Raum, dass ich mich überall wohl fühle, dem ich aber trotzdem an verschiedenen Ecken bestimmte Funktionen zuordnen kann und wo das ineinander übergeht. Ein Loft ist glaube ich ein wunderbarer Raum, den man selber gestalten kann.

F: Also sind bestimmte Funktionen, die man einem Raum zuordnen kann wichtig für diesen Raum und es gibt bestimmte Raumeinteilungen, mit denen man auf diese Funktionen zugreifen kann? *[zusammenfassende fokussierende Fragen folgen nun, wichtig ist, dass sie kurz sind, um zu zeigen, dass der Befragte weiter reden soll]*

A: Richtig. Nehmen wir einmal an, ich will die Funktion haben, wo ich mich stark konzentrieren möchte. Ich will etwas fertig machen, daran arbeiten. Deshalb brauche ich Tische und Bänke. Wenn eine Uni am Alexanderplatz wäre, wäre es schön, wenn sie draußen auch ein bisschen arbeiten könnten. Es gibt andere Funktionen, da geht es rein ums relaxen. Da kann man so Stahl- oder Holzliegen machen, wo die Leute sich hinlegen können und den Tag Tag sein lassen können. Dass sie dabei gesehen werden, nehmen sie halt dann in Kauf. In anderen Bereichen geht es ums Unterhalten. Durch eine kleine Erhöhung oder ein Podest gibt man Kleinkünstlern die Möglichkeit aufzutreten und damit Menschen an den Raum zu binden.

F: Da kann man sich dann ein wenig präsentieren.

A: Ja, genau. Für die Leute, die das gerne machen wollen, die können sich da präsentieren und die anderen, die zuschauen, können das wahrnehmen, so ein bisschen als Fernsehsatz. Und man kann auch ein paar Sitzgelegenheiten zum Unterhalten hinstellen und dabei ganz bewusst ein Forum anbieten.

F: Welche Atmosphäre brauchen Sie?

A: Also für mich sind Pflanzen sehr wichtig, dann runde Formen, natürliches Material. Ich finde zum Beispiel Stahl ganz schön, wenn so ein bisschen Holz mit dabei ist. Warme Töne, einfach eine einladende Atmosphäre. Aber Beton finde ich auch nicht schlecht, ist ja auch sehr haltbar. Es kommt darauf an, was man damit macht, wie man es mit anderen Materialien kombiniert, welche Formen man nimmt. Nicht, dass da einfach so ein Betonklotz da steht. Es muss eine Einheit, so eine runde abgeschlossene Form.

F: Was bewirkt das dann?

A: Ja, dass ich mich wohl fühle, vor Allem dadurch dass ich es selber steuern kann, was ich brauche. Man passt den Raum dem Bedürfnis an.

F: Glauben Sie, dass sich das auf die Kommunikation auswirkt?

A: Auf jeden Fall, wenn man sich wohl fühlt, und vielleicht gerade einem Kleinkünstler zuschaut, dann kann es leicht passieren, dass man etwas zu dem sagt, der neben einem sitzt. Man teilt ein Erlebnis. Selbst wenn man vielleicht nicht auf dem Platz selber miteinander spricht, sondern vielleicht hinterher in der U-Bahn. Dann kann man sagen, was man für einen tollen Abend auf dem Alex hatte. Dann hat es etwas gebracht für die Kommunikation. Durch das, was dort passiert, bietet sich Gesprächsstoff.

F: Vielleicht haben Sie das schon mal erlebt, dass man in einem Raum ist, und es kommt kein Gespräch zustande, jeder fühlt sich unwohl. Kann das an dem Raum liegen? *[Hier erfolgte ein Impuls, um die Raumdynamik im Erleben zu beschreiben]*

A: Ja, wenn der Raum nichts bietet, wo man Anschluss hat. Also ein absolut steriler Raum, man würde kein gemeinsames Thema finden, über das man sprechen könnte, weil in dem Raum nichts ist. Man fängt ja gerne mit etwas harmlosen an, aber wenn da nichts ist... Also ich könnte mir vorstellen, dass ein paar Skulpturen da wären, über die man sprechen kann, dass man so einen ersten Ansatz hat. Aber wenn man so gar nichts hat, dann bleibt nur der Raum selbst über den man sprechen kann. Man hat keinen Ansatz, man kennt den anderen ja auch nicht, man weiß nicht, warum er da ist. Man kann die Leute bewusster ansprechen, wenn man weiß, warum die da sind, wenn man den Raum in solche Funktionen einteilt. Der eine fährt Rollerplates, da kann ich ihn ansprechen, wo man das lernen kann, oder so. Dann weiß ich, warum er da ist. Oder einer sitzt auf der Bank und liest ein Buch, dann kann ich mich dazu setzen und auch ein Buch lesen und mich hinterher austauschen. Oder da ist die Ecke für Mütter und ihre Kinder. Das sind dann Ecken, wo Themen geschaffen werden. Diejenigen gehen ja auch zu gewissen Funktionen mit einem gewissen Interesse. Und da kann man dann eben Kommunikation erzeugen. Mit einem gemeinsamen Interesse kann man leichter ein Gespräch anfangen.

F: Ist Kommunikation die wichtigste Funktion von Räumen oder gibt es auch noch andere?

A: Ja, es gibt noch die Präsentation und für mich ist auch die Abgeschlossenheit von Räumen wichtig. Räume sind dazu da, dass ich die Übersicht habe. Ich kann soviel erfassen, wie ich momentan sehen kann. Zum Beispiel der endlose Blick am Meer, da wird es mir irgendwann langweilig. Da ist nichts, was man abgrenzen könnte.

F: Das ist langweilig?

A: Ja, wenn Sie einen abgeschlossenen Raum oder Platz haben, wo Sie gucken können, wo Sie wahrnehmen können, wo alles in einem Tempus mitspielt, in dem Sie selber erfahren können, das ist die Abgegrenztheit, die ich brauche. So eine endlose Straße entlang gehen, stundenlang, das könnte ich gar nicht. Das muss abgegrenzt sein, dann kann ich es erfassen.

F: Ist es nur Langeweile oder beängstigt Sie das auch? [Die Frage dient zur Absicherung des Gesagten, dass alle Aspekte zur Sprache gekommen sind]

A: Ja gut. Beängstigend, also bei mir ist es eher die Langeweile. Bis was passiert, bis vielleicht ein Schiff kommt oder so, das dauert ewig. Bis dahin können Sie schon das zehnte Fußballspiel hinter sich haben. Wenn Sie einen abgeschlossenen Raum haben, in dem an vielen Ecken etwas passiert, dann kommt kein Gefühl der Langeweile auf.

F: Wie sehen Sie Raumwahrnehmung, muss man da viel selbst tun?

A: Ja, ich muss bewusst versuchen, den Raum wahrzunehmen. Auch eine positive Einstellung ist wichtig. Man kann nicht in einen Raum gehen mit der Einstellung, es ist ja eh alles Mist. Ich bin da ein ziemliches Chamäleon, ich mache das Beste daraus. Wenn ich mich nicht wohlfühle, schaue ich, dass ich da verschwinde, dass ich den Raum verlasse, oder ich muss ihn gestalten. Das sind die zwei Möglichkeiten.

F: Wie kann man den Raum gestalten?

A: Ja, natürlich durch die optische und akustische Wahrnehmung. Es gibt aber auch die Möglichkeit, einen Raum erfühlbar zu machen. Man kann zum Beispiel ein Fenster öffnen, dann kommt ein Windstoß herein. Auch durch Düfte können Sie ganz stark beeinflussen.

6

Die Funktion von Raum im Internet

„Denkt man an einen Raum, so stellt man sich etwas vor, worin sich feste, von Randflächen begrenzte Körper lang breit und dick an Orten ausdehnen können, (...) Diese Raumvorstellung ist vom Sehen fester Körper im zentralen Gesichtsfeld abgeleitet; in einer Welt aus lauter zäh oder leicht flüssigen oder nebelhaften Gebilden, in der wir selbst mit einem Körper nach Art einer Wolke oder einer Öllache herumglitten, wäre sie auch optisch nicht möglich.“ (Schmitz)

6.1 Das Raumkonzept der Befragten

Schauen wir uns nun zunächst an, was es bedeutet, was die Befragten insgesamt über den Raum sagen, um ihr Raumkonzept zu definieren. Hier ist noch nicht die Rede vom virtuellen Raum. Die Nutzer sprechen hier noch über die Funktion des materiellen, daher physisch konkret für sie erfahrbaren Raumes.

Nun prüfen wir, ob das mit den eingangs vorgestellten theoretischen Darstellungen vereinbar ist. Zunächst das Wahrnehmungsproblem.

In den folgenden Aussagen spiegeln sich die Aspekte von Raum,

welche dem Problem der Selbstwahrnehmung zuzuordnen sind. Später wird sich noch zeigen, wie viel davon übertragbar auf das Internet als virtuellen Raum ist.

„Ein Raum stellt einen Ort dar mit klar ersichtlichen Grenzen. Ich weiß im Normalfall, wo der Eingang bzw. der Ausgang des „Raumes“ lokalisiert ist. Er ist also eine klar durch Grenzen definierte Struktur, die man betreten oder verlassen kann. Demnach ist ein idealer Raum von klarer Struktur gekennzeichnet, d.h. dass ich genau weiß, wo ich mich im Raum befinde, wer sich außer mir im Raum befindet, wo der Ein- bzw. Ausgang ist.“(2)

„Raum ist das, was etwas, eben Raum einnimmt oder was etwas, eben Raum bietet. Dort wo ich mich bewege, nehme ich Raum ein und nichts anderes. Dieser Raum muss nicht zwangsweise als Zimmer verstanden werden. Er braucht keine Wände, aber doch eine Abgrenzung von Anderem.“(12)

Raum wird in den beiden Aussagen als klar begrenzt beschrieben. Das wichtigste Merkmal am Raum ist also die Begrenzung, die weniger eine materiell sichtbare Grenze sein muss als vielmehr eine definierte Abgrenzung von sich selbst zu anderen Menschen. Raum definiert sich durch die eigene Bewegung, den Eintritt und Austritt und die Grenzen. Je klarer die Grenzen, desto besser. Man muss wissen, wo man sich selbst befindet und wer außerdem im Raum ist. Um sich selbst und andere wahrnehmen zu können, braucht es offensichtlich die räumliche Grenze. Kann man sich selbst abgegrenzt wahrnehmen, dann kann sich das Gefühl der Sicherheit einstellen und der Raum wird in Besitz genommen.

„Ein Raum bietet dem Menschen Sicherheit, insofern der Mensch sich darin wohl fühlt.“(3)

Die Inbesitznahme geschieht über die Bewegung in dem Raum. Wer sich wohl fühlt, bewegt sich anders als jemand, der sich falsch platziert fühlt.

Jedoch ist das Gefühl der Sicherheit auch darauf zurückzuführen, dass man sich selbst wahrnehmen kann. Wahrnehmen kann man sich dann, wenn man sich als Individuum zu anderen abgrenzen kann, oder anders ausgedrückt, wenn man unterscheiden kann, was zum Selbst oder System gehört und was Umwelt darstellt.

„Meiner Meinung dient ein Raum zur individuellen Abgrenzung.“ (4)

Der Raum hilft dabei, die Grenzen zu ziehen. Der Raum ist aber dabei nicht wirklich die Grenze sondern festigt sie nur für das Empfinden der Menschen. Er gießt sie sozusagen in eine Form.

„Räume stabilisieren Grenzen und schaffen Glaubwürdigkeit. Der ideale Raum gibt bzw. lässt Freiheit, setzt gewisse Grenzen und hat Platz für Phantasie.“(13)

„Raum ist die Wirklichkeit um uns herum, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. In unserem Gehirn entsteht aus der Summe unserer Wahrnehmungen und unseren Erfahrungswerten ein Raum.“(19)

Räume stabilisieren Grenzen, die Menschen brauchen, um sich selbst wahrnehmen zu können. Raumwahrnehmung ist nicht einfach vorhanden sondern ergibt sich aus der Summe der Erfahrungen nach und nach. Die Begrenzung schafft die Glaubwürdigkeit, die ein Mensch braucht, um zu leben. Ein Leben in einer Welt aus

lauter zäh oder leicht flüssigen oder nebelhaften Gebilden, in der wir selbst mit einem Körper nach Art einer Wolke oder einer Öllache herumglitten, wie es im vorangestellten Zitat angedeutet ist, wäre nicht möglich. Strukturen dienen also der Selbstwahrnehmung im Sinne von einer Verbindung zwischen Geist und Welt und der eigenen Glaubwürdigkeit. Glaubwürdigkeit worüber, ließe sich jetzt fragen. Die Glaubwürdigkeit, mit den eigenen Handlungen und Kommunikationen Wirkung zu erzielen, Spuren zu hinterlassen und sich in einer sozialen Gemeinschaft verorten zu können. Darauf werde ich insbesondere im Kapitel über Struktur noch eingehen. Ein Raum bietet Geborgenheit und der in ihm versammelten Gesellschaft ein Gefühl der Zugehörigkeit. Die Selbstwahrnehmung der Befragten hängt wesentlich von einer räumlichen Begrenzung ab, wie auch die folgende Aussage deutlich macht:

„...und für mich ist auch die Abgeschlossenheit von Räumen wichtig. Räume sind dazu da, dass ich die Übersicht habe. Ich kann soviel erfassen, wie ich momentan sehen kann. Zum Beispiel der endlose Blick am Meer, da wird es mir irgendwann langweilig. Da ist nichts, was man abgrenzen könnte.

F: Das ist langweilig?

„Ja, wenn Sie einen abgeschlossenen Raum oder Platz haben, wo Sie gucken können, wo Sie wahrnehmen können, wo alles in einem Tempus mitspielt, in dem Sie selber erfahren können, das ist die Abgegrenztheit, die ich brauche. So eine endlose Straße entlang gehen, stundenlang, das könnte ich gar nicht. Das muss abgegrenzt sein, dann kann ich es erfassen.“(42)

Die Abgrenzung dient der Erfassung, wie der Befragte es ausdrückt. Doch es geht nicht in erster Linie um die Erfassung der Umgebung sondern eher um die eigene Wahrnehmung und die Erfahrung des eigenen Selbst innerhalb dieser Umgebung. Dies geht nur mit Hilfe von Grenzen, die man zwischen sich als Individuum und der Unendlichkeit der Umgebung festlegt. Diese Grenzen sind nur im ersten Eindruck objektiv. Tatsächlich sind sie in hohem Maße subjektiv, wie man anhand vom Raumbedarf und Empfinden von Enge und Weite deutlich machen kann. Erst wenn die Festlegung von Grenzen gelingt, fühlt man sich sicher und als Teil der Umgebung.

„Es muss überschaubar sein. Wenn ich den Eindruck habe, dass ich eine Ecke nicht mehr einsehen kann, dann werde ich unsicher. Nehmen Sie als Beispiel mal den Kellerraum. Das ist etwas, das Sie nicht ständig unter Kontrolle haben, also fühlen Sie sich unwohl, wenn Sie da runter müssen. Oder den Dachspeicher. Aber die Räume, die Sie täglich begehen, auch über mehrere Etagen, das ist überschaubar.“(42)

Damit die Sicherheit sich einstellen kann, sind also zusätzlich zur Begrenzung noch andere Aspekte des Raumes hilfreich. Kontrolle und Bekanntheit sind Kriterien, die der Befragte nennt.

Ein Raum muss überschaubar, erfassbar sein. Das bedeutet, er muss über die sinnliche Wahrnehmung strukturiert, geordnet werden. Gelingt dies nicht, so entsteht Unsicherheit und Angst. Das, was man kennt, durch die tägliche Begehung vertraut ist, macht keine Angst.

„Wenn ich keine Angst haben will, dann muss ich alles überblicken können. Das heißt, ich habe keine Angst, wenn ich den Eindruck habe, dass ich alles unter Kontrolle habe. Dass ich nicht in jeden Winkel gucken muss, weil da ein großer Schatten ist. Das ist der Moment, wo ich mit einer Situation nicht mehr fertig werde, weil es unübersichtlich ist, dann habe ich Angst. Wenn ich mich einmal umdrehe und alles überblickt habe und ich nicht schauen muss, was von oben kommt. Es muss alles auf einer Ebene liegen, das ist extrem wichtig.“(42)

Die Kontrolle über den Raum bedeutet Kontrolle über sich selbst im Raum und damit der eigenen Glaubwürdigkeit. Angst stellt sich dann ein, wenn ein Raum unübersichtlich ist. Hierbei ist es sicher nicht nur die Angst vor Angriffen, die dem Menschen innewohnt gemeint, sondern ebenso das Gefühl, dem Wahrgenommenen, der komplexen Welt nicht mehr gewachsen zu sein. Auch die folgende Aussage belegt die Wichtigkeit von Selbstversicherung über Raumaspekte:

„Mir ist immer wichtig, dass der Raum hell ist, aber mit Tageslicht, weil das die Diskussion realer macht. Also ein Stück weit sollte das natürliche Umfeld repräsentiert sein. Sonst habe ich das Gefühl, dass ich verloren gehe.“(41)

In dem Wunsch nach Helligkeit, in der man alle Beteiligten und alle Vorgänge gut beobachten kann, drückt sich das angesprochene Sicherheits- und Orientierungsbedürfnis aus. Nimmt man bei der Interpretation den anschließenden Nebensatz hinzu, wird noch ein weiterer Aspekt dieses Bedürfnisses deutlich: Die Diskussion soll realer werden, denn die Befragte habe sonst das Gefühl, verloren zu gehen. Die Kommunikation mit anderen Menschen wird also realer für sie, wenn die sinnliche Absicherung des Körpers in Bezug zur Umgebung funktioniert. Wenn das Tageslicht vorhanden ist, gelingt es der Befragten leichter, die Diskussion mit ihrer Alltags- und Umwelterfahrung zu verknüpfen:

„Das hat die Sachen, die gesagt wurden, immer ein Stückchen relativiert. Wenn man so theoretische Sachen abhandelt, dann holt das einen immer wieder auf den Boden der Tatsachen.“(41)

Der „Boden der Tatsachen“ weist auf Erdverbundenheit, Schwerkraft, körperliche Existenz hin, die angestrebt wird. Die Gefahr des Sichverlierens in Abstraktion kann durch die Verbindung zur „natürlichen“ Umwelt verhindert werden. Dies ist eine Eigenschaft „realer Räume“, die virtuellen Räumen häufig abgesprochen wird: Die Gefahr des Sichverlierens, des Ausgeliefertseins, des Vergessens der Umwelt. Der sinnliche Bezug zur materiellen Umgebung wirkt dem offenbar entgegen. Man ist der Kommunikation nicht vollständig ausgeliefert und man kann womöglich auch vielfältigere Bezüge herstellen:

„Das ist so ähnlich wie beim Marktplatz. Man ist den Lichtverhältnissen und dem Wetter ausgesetzt. Man hat auch Einflüsse von außen, Verkehr, Leute, die einfach nur einkaufen. Das ist schon wichtig, dass das auch noch in einem anderen Kontext steht.“(41)

Der Vergleich mit einem Marktplatz verdeutlicht, welche Aspekte der Diskussionsraum hier verkörpern soll. Ein Stück Unverbindlichkeit, eine Mischung aus Bekanntheit und Fremdheit sowie die Verbundenheit mit einer weiteren Umgebung als dem unmittelbaren Umkreis scheinen hilfreich zu sein, wie der Ausdruck Kontext nahelegt. Auch der mit der Diskussion verknüpften Stimmung nicht vollständig ausgeliefert zu sein, kann hierbei bedeutsam sein – dies obwohl die Stimmung immer auch ein Stück Rückversicherung darüber darstellt, wie die eigene Meinung oder auch Person von anderen bewertet wird. Der Diskussionsraum mit seiner sinnlich erfahrbaren Begrenzung bietet außer der Möglichkeit des kommunikativen Anschlusses also gleichzeitig den Schutz vor diesem Ausgeliefertsein. Das äußert sich bei einem Befragten auch, wenn er den idealen Raum mit dem Kunstmuseum in Bonn vergleicht. Der Vergleich offenbart einen weiteren Aspekt, den ein Raum bietet, die Unterstützung der Konzentration auf die Umgebung in ihrer Wirkung auf das Selbst.

„Also der Raum soll da sein, aber die Kunstwerke sollen kommunizieren, nicht der Raum. Aber der Raum soll dennoch, wie ein Moderator, das unterstützen. Das Museum in Bonn ist meiner Meinung nach genial. Das vermittelt genau das. Man kann sich auch an der Architektur satt sehen, wenn man das will, aber man kann sie auch links liegen lassen. Und sehr viel Licht, man sieht den Bonner Himmel mehr, als wenn man draußen läuft. Interessant eigentlich, dass man eher beobachtet, wie die Wolken ziehen, als wenn man draußen ist. Ja, damit würde ich es vergleichen.“(47)

Auch hier sind der Himmel und das Licht wichtig für die Vermittlung zwischen Selbst und Welt, in dem Fall mit den Kunstwerken. Die Absicherung durch die Wahrnehmung des Himmels durch den Raum hindurch ermöglicht, dass sich der Befragte auf die Kunstwerke konzentrieren kann. Der Raum unterstützt die Wirkung der Kunstwerke, indem er Grenzen und Rückversicherung bietet. Und nicht nur das. Er hilft der Wahrnehmung auch, sich auf den Himmel zu konzentrieren. Draußen ist das nicht so gut möglich, es fehlt der Ausschnitt, die Begrenzung. Der Raum hilft also dabei, Ausschnitte und Details zu betrachten und erfahrbar zu machen. Der ideale Raum macht also Selektion auf unaufdringliche Weise möglich oder unterstützt sie. Der Raum soll angenehm für ein möglichst breites Spektrum von Menschen sein, wie es der Befragte nennt, und das gelingt, indem er ein Paradoxon erfüllt.

„Der Raum ist das Medium. Der Raum muss schon in gewisser Weise aufdringlich sein, weil, er soll schon auch lenken. Er muss quasi ein Paradoxon schaffen. Er soll lenken und er soll nicht lenken. Er soll fordern und Leute dazu auffordern, ihren Weg zu finden. Das klingt schon fast esoterisch. Aber so ungefähr. Er soll irgendwie beides machen. Ein gutes Museum schafft das, für Kunstwerke den Raum zu geben aber so, dass es sich zurückhält.“

F: „Woran liegt das genau, dass das Museum das schafft?“

„Es ist sehr hell, es hat sehr viele rechte Winkel, aber nicht nur, es irritiert immer wieder, indem es sehr viele unterschiedlich große Räume hat und immer wieder mit kleinen Elementen überrascht. Aber in keinsten Weise verspielt ist, es ist alles sehr grob strukturiert. Die Treppen spielen eine extrem große Rolle, eine Treppe, die perspektivisch zusammenläuft, wie eine Pyramide. Extrem ästhetisch, aber eben nicht so, dass man erschlagen wird. Und auch von Außen ist es sehr offen, man kann von außen in das Museum reingucken. Es ist so ein Betonflügel, der auf ganz dünnen Säulen steht, die letztendlich durch die kleinen Fenster ganz oben beleuchtet werden. Das hat was extrem Leichtes. Ja, ich finde es einfach gut. Damit würde ich das vergleichen.“(41)

Der Befragte beschreibt auf die Nachfrage hin, woran die Wirkung des Museums festzumachen ist. Außer der Helligkeit nennt er die immer wieder neue Irritation. Andere Dinge außer sich selbst wahrnehmen zu können, gelingt dadurch sehr gut. Es überrascht immer wieder. Die Absicherung des Selbst ist die Grundlage, alles Weitere darf ruhig irritieren.

Die Überraschung kann sogar helfen, sich immer wieder neu abgrenzen zu können. Ein immer neuer Reiz gibt den Impuls, sich zu definieren innerhalb des Raumes. Das Gebäude wirkt leicht, nicht schwer, was den Eindruck erweckt, es lasse mehr von außen hinein als ein massiv wirkendes Gebäude. Es ist gerade so offen wie nötig, nicht vollständig. Genau diese offene Abgrenzung ist die, die das Selbst braucht, um Eindrücke der Umwelt zu verarbeiten. Es handelt sich demnach um eine Kommunikation mit der Umgebung, nicht lediglich um eine geschlossene Abgrenzung nach außen. Dies weist daraufhin, dass der Mensch im Raum nicht mit dem operativen Systemmodell erklärbar ist. Er reagiert auf die Umgebung, nicht nur auf Zustandsänderungen.

F: „Wie würden Sie beschreiben, wie so ein Raum das Verhalten beeinflusst?“

A: „Wie das funktioniert? Ja, natürlich hat der Architekt eine gewisse Macht, weil er mich mit seinen Konzepten beeinflusst, aber wie das passiert. Ich denke, der Architekt versucht Strukturen, die tief liegen, anzusprechen. Viel Licht spricht zum Beispiel etwas an, das tief verwurzelt ist im Menschen, viel Licht zu haben, gleichzeitig um eine Orientierung zu bekommen. Also im Raum zu sein ist, glaube ich, ein tiefes Bedürfnis vom Menschen, gleichzeitig aber auch zu sehen, dass man raus kann oder wo er ist. Wie das funktioniert, weiß ich nicht. Warum spricht einen ein Kunstwerk an? Ich weiß nicht, ob Architektur Kunst ist, ja ich denke einfach, dass ein Raum so Grundbedürfnisse befriedigt, dass man offen ist für mehr. Auch wieder dieses Paradoxon eigentlich.“(41)

Der Befragte beschreibt die Wirkung von Raum mit Hilfe von tief verwurzelten Strukturen im Mensch. Hier deutet er unbewusste vielleicht auch unerklärbare Anteile an, die auf die Umgebung reagieren. Das Grundbedürfnis, das Raum damit befriedigt, dass man sich orientieren kann und sehen kann, dass man heraus kann, ist auf die Absicherung der eigenen Verortung in der Welt zurückzuführen. Hier kann man gut die Grenze des operativen Systemmodells erkennen. Die Absicherung des Selbst ist nur ein Anteil, die Wirkung der Umgebung die andere. Die Befragten argumentieren häufig mit dem Zweck der Absicherung gegen das Verlorengehen, so argumentiert beispielsweise eine Befragte, dass sie Abgeschlossenheit braucht, um das Gefühl des Verlorenseins zu verhindern:

„Dann ist ein Platz am anderen und dann verliert sich das. Da wo der Fernsehturm steht, das ist so leergefegt, das finde ich dann komisch. Da sind ja auch immer wenige Leute. Obwohl da auch manchmal Feste sind, aber trotzdem halten sich da wenige auf. Die rennen da rüber, kaufen vielleicht etwas auf dem Markt und gehen gleich wieder weg. Das ist dann zuviel Freiraum. Da würde ich sagen, da muss hier wieder was hingebaut werden und da ein bisschen zugebaut werden, damit der Platz überhaupt wieder eine Bedeutung bekommt. Das dürfen auch nicht zu viele hintereinander sein. Und wenn dann müssen die alle abgeschlossen sein oder versetzt wie in Italien. Der Trick ist ja so, dass die Straße nicht direkt auf dem Platz mündet, sondern so schräg ganz an die Ecke kommt, und das eine Haus fast noch davor steht, so dass man nicht rausgucken kann aus dem Platz. Und dann fühlt man sich da ganz wohl. Dann kann man durchaus durch die Enge durch zum nächsten Platz, das geht schon auch. Aber das ist dann nicht so offen hintereinander, das gibt dann mehr Spannung.“(45)

Die Befragte bemerkt, dass zuviel Freiraum das Wohlfühlen verhindert. Da rennt man rüber, hält sich aber nicht auf. Interessant ist der Hinweis auf die Bedeutung. Nur die Begrenzung gibt dem Platz Bedeutung für das menschliche Handeln, für die Selbstwahrnehmung innerhalb einer von Menschen gestalteten Welt. Auf einem leergefegten Platz fühlt sie sich unwohl. Hier ist keine Handlungsanweisung sichtbar, keine menschliche Nutzung zu erkennen. Zu viel Offenheit erzeugt keine Spannung. Geschlossenheit schon, und sie scheint gebraucht zu werden, um sich wohl zu fühlen. Die Geschlossenheit gibt den relevanten Ausschnitt an, den man wahrnimmt und mit dem man in dem Moment der Unterscheidung kommuniziert. Erst die Abgrenzung ermöglicht die Auswahl dessen, was man für wahr hält. Ohne diese Grenze wäre eine Entscheidung und damit jegliche Kommunikation unmöglich. Daher gehen wir über zu dem Problem der Kommunikation, das nur analytisch von der Wahrnehmung zu trennen ist. Neben dem Schutz ist der Anschluss an die Kommunikation eine ebenso wichtige Funktion von Raum, der ein Träger von Atmosphären ist.

„Ein Raum dient dem Schutz, der Geborgenheit, der Entspannung, vor allem aber auch der Kommunikation.“(7)

Der wahrgenommene Raum schützt auch vor dem Chaos der unsortierten Kommunikation. Ist der Ausgang sichtbar, kann man den Raum auch verlassen. Und Kommunikation ist durchaus ein Anspruch an den Raum, der sie ermöglichen soll. Sie soll zwar nicht unsortiert sein, aber sie darf nicht fehlen. Ein Raum kann durch die Anordnung von Dingen dazu beitragen,

dass Kommunikation sortiert abläuft und die Menschen sich dabei wohlfühlen. Die Funktion der Dinge ist dabei häufig nicht direkt sondern indirekt zu erkennen, wie aus dem folgenden Zitat deutlich wird:

„Wenn man Dinge aufstellt, dann sollten sie dem Menschen nutzen. Das heißt, wenn ich eine Bank hinstelle, dann nicht, damit Sie sitzen können, sondern damit Sie eine Kommunikationsmöglichkeit haben. Zum Beispiel so Zweiersitze im Halbkreis aufgestellt bieten eine Kommunikationsmöglichkeit.“(42)

Das Beispiel der Bank erschließt sich nicht auf den ersten Blick. Eine Bank dient eher der Ruhe und der Entspannung. Warum sollte sie auch Kommunikation ermöglichen? Dazu muss man die spezielle Interviewsituation bedenken. Der Befragte wurde dazu motiviert, tiefer über die Funktion von Raum nachzudenken. Er hat sich Gedanken über den Raum gemacht und ist zu dem Schluss gekommen, dass Menschsein nicht bedeutet, für sich alleine zu operieren sondern zu kommunizieren. Menschsein kann sich nur in der Kommunikation mit anderen erschließen. Ein Mensch, der nicht kommuniziert, sei es auch nur mit imaginären Partnern, ist quasi gar nicht existent. Doch Kommunikation braucht einen Anlass, einen Anschluss und einen Bezugspunkt. Der geteilte Raum bietet den Anschluss und das Thema, um zu kommunizieren. Eine Befragte drückt dies sehr direkt aus, wenn sie sagt:

„Raum ist Kommunikation. Und um zu kommunizieren, brauche ich das Gefühl, dass ich mich da wohlfühle, denn positive Kommunikation läuft nur in Kombination mit dem „Sich da aufhalten wollen“ und dem „Sich wohlfühlen“.(43)

Raum dient also dem Wohlgefühl und der Sicherheit. Zusätzlich kann er aber auch noch eine weitere Funktion erfüllen: den Anschluss. Ein gemeinsames Erlebnis verbindet Menschen miteinander. Dazu ist ein Raum notwendig.

„Ja, wenn der Raum nichts bietet, wo man Anschluss hat. Also ein absolut steriler Raum, man würde kein gemeinsames Thema finden, über das man sprechen könnte, weil in dem Raum nichts ist. Man fängt ja gerne mit etwas harmlosen an, aber wenn da nichts ist. Also ich könnte mir vorstellen, dass ein paar Skulpturen da wären, über die man sprechen kann, dass man so einen ersten Ansatz hat. Aber wenn man so gar nichts hat, dann bleibt nur der Raum selbst über den man sprechen kann. Man hat keinen Ansatz, man kennt den anderen ja auch nicht, man weiß nicht, warum er da ist.“(42)

Der Befragte verwendet das Bild der Sterilität. Ein Raum, der nichts bietet, ist steril, also ohne wesentliche Inhalte. Er ist leblos, ohne Gefühl, statisch. Ein solcher Raum verfehlt seinen Zweck, den Zweck, sich lebendig zu fühlen. Die Bewegung ist es, die den Raum lebendig werden lässt. Raum und Mensch verhalten sich also ergänzend zueinander, um Dynamik herzustellen, da man sonst nicht weiß, dass der andere da ist. Man könnte sogar noch einen Schritt weiter gehen und sagen, dass man nicht einmal weiß, dass er da ist, ohne einen gemeinsamen Raum zu definieren. Der andere wird erst dann relevant für mich, wenn er sich irgendwie auf mich auswirkt. Dies kann er nur tun, wenn er etwas zu mir Gehöriges teilt, wie es in der Theorie des Ortes geschildert wird. Ein autopoietisches System kann vielleicht auf

Änderungen des eigenen Zustands reagieren, seine Grenzen festlegen und existieren. Eine Kommunikation jedoch findet nur mit Hilfe von etwas Verbindendem statt. Das verbindende Element ist der Raum, der zwischen Individuen vermitteln kann. Erst in dieser Dynamik der Interaktion fühlen sich Menschen lebendig. Diese Wirkung von Raum kann das operative Modell aus meiner Sicht nicht mehr erklären. Hier muss eine Erweiterung stattfinden. Doch auch das retive Systemmodell hilft hier nicht weiter. Hier stehen die Individuen zwar in einer netzartigen Beziehung zueinander. Doch kann das Modell die Dynamik nicht abbilden, von der die Befragten sprechen. Einen ähnlichen Hinweis auf das Leben bringt eine andere Befragte, wenn sie über öffentlichen Raum spricht. Sie glaubt,

„dass ein ganz wichtiges Element von Stadt eben das Leben ist. Und zwar Vielfalt. Ich glaube, kein Raum ist schrecklicher als einer, in dem sich monoton immer die gleiche Sorte Menschen bewegt und der auch in jeder Stadt mit der gleichen Sorte Menschen wieder auffindbar ist. Denn die Identifikation einer Stadt, das sind die Leute, die da leben und die Vielfältigkeit und wie sich das nach außen hin zeigt.“(43)

Sie betont die Vielfalt, die von anderen wahrgenommen werden sollte, ein öffentlicher Raum kann manchen auch als Bühne dienen, sagt sie. Wenn etwas los ist auf einem Platz, dann würden auch Menschen angezogen. Dann entsteht das, was das Leben ausmacht. Ein Befragter beispielsweise vergleicht Hong Kong mit einer Blutbahn:

„In Hongkong zum Beispiel, da stelle ich mir vor, das ist eine Blutbahn, die zirkuliert. Man steckt da so mittendrin im Verkehr. Das ist was ganz anderes, wenn man auf einer Brücke steht und dem Treiben zuschaut. Man sieht das alles in unterschiedlich schnellen Bewegungen, was der Sache Dynamik gibt. Das ist der große Unterschied zum Alexplatz, da gibt es nur zwei Tempi. Es gibt nur die Straße und die Fußgänger. Wenn man aber Bahn, Straße, Fußgänger und Brücken hat, und es dann abends im Dunkeln beleuchtet ist, das ist eine Dynamik, das ist unglaublich.“(42)

Der Befragte benutzt den Ausdruck, *man steckt mittendrin*, um zu verdeutlichen, dass man Teil des Lebens ist, das aus unterscheidbaren Bewegungen besteht. Zu wenig Unterscheidbares ist undynamisch. Erst die Vielfalt der wahrnehmbaren Details und Grenzen ergibt die Dynamik des Lebens. Diese Dynamik erwartet er nicht nur von einer Stadt oder einem Teil davon sondern auch in privaten Räumen. Er gestaltet Räume gerne selbst:

„Ich habe einen leeren Raum, den ich mit irgendetwas füllen will. Und wie gestalte ich so einen Raum, dass ich mich überall wohl fühle, dem ich aber trotzdem an verschiedenen Ecken bestimmte Funktionen zuordnen kann und wo das ineinander übergeht. Ein Loft ist glaube ich ein wunderbarer Raum, den man selber gestalten kann.“(42)

Hier ist die Wechselwirkung zwischen Raum und Mensch sehr gut zu erkennen, aber aus individueller Sicht. Raum wird gestaltet und wirkt auf das Wohlfühl ein. Räume müssen einladend gestaltet sein, damit sie ihre Funktion für den Menschen erfüllen. Dabei ist aber Flexibilität gefragt, damit die eigene Kontrolle über

das Handeln im Raum da ist. Wendet man hier das topologische Systemmodell an, das die Individuen in einem Raumbezug abbildet, so kann dies zumindest die Wirkung des Raumes auf das Empfinden innerhalb einer Gruppe widerspiegeln. Der Bezug zu einem umgebenden Raum ist für das Raumkonzept und der daraus resultierenden Erwartungen sehr wichtig.

„Also für mich sind Pflanzen sehr wichtig, dann runde Formen, natürliches Material. Ich finde zum Beispiel Stahl ganz schön, wenn so ein bisschen Holz mit dabei ist. Warme Töne, einfach eine einladende Atmosphäre. Aber Beton finde ich auch nicht schlecht, ist ja auch sehr haltbar. Es kommt darauf an, was man damit macht, wie man es mit anderen Materialien kombiniert, welche Formen man nimmt. Nicht, dass da einfach so ein Betonklotz da steht. Es muss eine Einheit, so eine runde abgeschlossene Form sein.“

F.: Was bewirkt das dann?

„Ja, dass ich mich wohl fühle, vor Allem dadurch dass ich es selber steuern kann, was ich brauche. Man passt den Raum dem Bedürfnis an.“(42)

Der Befragte gestaltet von ihm benutzte Räume gerne selbst. Doch Menschen können in der Regel allenfalls ihren Privatraum selbst gestalten. Öffentliche Räume sind vorstrukturiert und spiegeln bestimmte soziale Praktiken wieder. Lebendigkeit bedeutet aus Sicht der Befragten auch Dynamik im Sinne von sozialer Unterscheidung. Das Unterscheiden von anderen, worauf auch immer es sich begründen mag erzeugt die eigene Bedeutung. Die Fähigkeit, einen Raum zu gestalten zeigt die Fähigkeit,

die Welt zu manipulieren, zu verändern, einen Einfluss zu nehmen und zu strukturieren. Wie wir bei Bourdieu gesehen haben, ist die Macht über den Raum ein sehr wichtiger Faktor. Raum kann im Sinne eines kollektiven Gedächtnisses die Sozialstruktur widerspiegeln und archivieren. Auch diese Funktion des Raumes wird von den Befragten gesehen. Raum ist etwas Soziales, von Menschen geschaffenes, um sich abzugrenzen. Dies dient zwar einerseits der Abgrenzung des Selbst gegen seine Umwelt, um es systemtheoretisch auszudrücken, doch auch um sich von anderen Menschen abzugrenzen. Dann allerdings ist die Abgrenzung nicht wahrnehmungspraktisch sondern sozialstrukturell begründbar, wie die Aussagen der Befragten veranschaulichen.

„Ich denke, dass es für jeden Menschen wichtig ist seinen eigenen Raum zu erschaffen und zu markieren, um sich individuell von den anderen Menschen abzugrenzen.“(3)

Die individuelle Abgrenzung könnte man noch aus der Wahrnehmungsproblematik heraus erklären, die Wahl des Ausdrucks markieren gibt dem Satz eine andere Komponente. Markieren muss man sein Territorium, das nicht offen zugänglich für andere ist. Die Markierung von Territorien ist etwas, das dazu dient, Menschen einzuteilen in diejenigen, die das Territorium betreten dürfen und diejenigen, die es nicht betreten dürfen. Dies könnte man als eine Art Urform der sozialen Strukturierung und Ungleichheit bezeichnen, die im Laufe der Zivilisation verfeinert wurde. Räume dienen dazu, einige zugunsten anderer auszusperren.

„Ein Raum dient dazu Grenzen festzulegen, andere auszusperrern. Das eigene Sicherheitsbedürfnis zu decken.“(14)

„Ein Raum dient dazu, sich seinen Platz im Leben bewusst zu machen. Der Mensch braucht Orientierung. Die bietet ein Raum, sozial und geometrisch.“(9)

Die soziale Orientierung, die hier angesprochen wird, ist sozusagen lebensnotwendig. Ebenso sehr wie die Abgrenzung des Selbst von der Welt, ohne die Verbindung zu verlieren, scheint der Mensch die soziale Struktur zu benötigen.

„Ein idealer Raum ist für mich etwas, in dem ich mich nicht eingengt fühle, wo ich mir aber auch nicht hilflos vorkomme.“(7)

Man fühlt sich in dem Raum wohl, der passend ist. Wann ein Raum passend ist, muss jeder selbst entscheiden. Dafür gibt es sicher sehr individuelle Gründe, Ein gemeinsamer Grund allerdings ist der Eindruck, ob man sich fehl am Platze fühlt oder nicht. Ein pompöser Raum kann jemandem das Gefühl geben, zu klein dafür zu sein, da er gewohnt ist, sich in einer Zweizimmerwohnung und einem engen Büro zu Hause zu fühlen. Dies wurde bei Bourdieus Raumtheorie ausführlich erläutert. Dies wird auch in der folgenden Aussage sehr deutlich:

„Bei diesem Raum in B. hatte ich das Gefühl, er war total unangemessen. Es ging um Bürgerbeteiligung, und ich hatte das Gefühl, da war der totale Pomp. Da würden sich Bürger freiwillig nie treffen. Da trifft sich die Spitze der Spitze, die braucht das auch. (...) Also ich finde, die Selektion findet ja unheimlich subtil statt. Zum Beispiel bei Einladungsflyers, wo nur Männer im Anzug und tolle Tagungsräume abgebildet sind, das schreckt ja ab. Und das ist auch beabsichtigt.“(41)

Die Befragte ist sich durchaus darüber bewusst, dass es passende und unpassende Räume gibt, was sich nicht aus der Situation heraus ergibt. Der Pomp, den sie anspricht, ist ein Zeichen für einen Raum, der normalen Bürgern das Gefühl gibt, in einem Schloss zu sein, in dem sie eigentlich nichts zu suchen haben und in dem ihnen nur gnädigerweise ein kurzer Aufenthalt genehmigt wird, unter der Voraussetzung, sich ihrer Stellung entsprechend klein und unwichtig zu fühlen. Das kann durchaus subtil sein, die Selektion ist aber immer da und wird teilweise ganz gezielt angestrebt. Bei Mediationsverfahren spielt der Raum eine sehr wichtige Rolle, er spiegelt eine bestimmte Haltung der Auftraggeber zu den teilnehmenden Bürgern wieder, ermöglicht Identifikation und Zugehörigkeit.

A: Genau, da waren wir innen drin, da waren keine Fenster, sonst würde ich sagen, ohne Fenster ist blöd, aber das war wirklich sehr interessant gestaltet mit Rohren, die an der Decke laufen, man sieht ein bisschen was, und ein bisschen Platz sich zu bewegen. Es darf nicht so eng sein, dass man nicht aufstehen kann und eine Brezel essen. Muss wirklich interessant sein. Also am Schlimmsten sind diese Funktionsräume in Tagungszentren. Diese Schuhkartons.

F: Was löst das aus?

A: Vielleicht, dass das etwas Interessantes sein muss, dass man das Gefühl hat, dass man etwas interessantes macht. Also am Südbahnhof, S-Bahnstation ist auch ein Tagungsraum drüber, man kann auf die Gleise gucken und ist in Sachsenhausen mittendrin, es ist nicht viereckig, ich kann es nicht anders beschreiben, ist einfach ansprechend interessant.

F: Wertet das auf?

A: Genau, dass man auch mal in andere Räume kommt, wo man sonst nicht hinkäme. Vielleicht auch im Museum, dass es da einen Vorführraum gibt oder so. Einfach, dass sie Leute sagen, ach da wollte ich schon immer mal hin.

Die Wahl des Raumes, in der die Veranstaltung stattfindet, drückt eine sehr subtile Botschaft aus, wie sie der befragte Moderator empfindet. Ist der Raum interessant, wie er sagt, fühlen sich die Leute aufgewertet, wichtiger und bedeutsamer als sonst, was natürlich eher für die Normal-Bürger zutrifft. Die in den Raum integrierte Nutzung oder Institutionalisierung überträgt sich auf die Menschen, wenn sie nicht völlig unpassend ist. Dies geschieht über die Atmosphäre des Raumes. Atmosphäre meint, dass der Raum kommuniziert mit den dorthin eingeladenen Bürgern. Ihnen wird vermittelt, dass die Nutzung, die ansonsten darin stattfindet, etwas Besonderes ist und damit werden sie auch zu etwas Besonderem. Der Raum muss dazu anregend sein, auch hier wird wieder die Überraschung thematisiert, er muss einen Anreiz bieten, sich auf eine neue Situation einzulassen. Hier spielen allerdings auch Territorien eine Rolle.

F: Gibt es etwas, wobei der Raum auch hinderlich sein kann? Außer jetzt für die Atmosphäre.

A: Also zum Beispiel wenn man mit dem Flughafendialogforum in Räume des Flughafens gegangen wäre. Zuzuordnende Räume. Gerade bei Konflikten ist es ja auch eine Territoriumsfrage, dass man da abwechselt. Das ist eine ganz gute Erfahrung, dass man einmal reihum geht. Dass sie das als Beitrag zu dem Prozess einbringen, wenn sie schon kein Geld geben. Dass sie sagen, wir laden ein von der Stadt oder der IHK, dass man zusätzlich einen hat, der sich für den Tag verantwortlich fühlt. Also so banal, wenn der Kaffee nicht da ist, die Brötchen nicht da sind oder die Begrüßung, das mache ich gerne, dass ich den Hausherr begrüßen lasse und als Moderator dann einsteige. Da übernimmt er schon ein Stück Prozessverantwortung.

F: Und die Leute nehmen das nicht übel, wenn das bei einem Hausherr stattfindet?

A: Nein, wenn es nicht einseitig ist. Beim Flughafen wäre es nicht gegangen. Das ist aber auch dann eine gefühlsmäßige Entscheidung, wo geht es und wo nicht.

Der Moderator schildert, welche Rolle das Territorium und der Gastgeber spielen. Dass ein Raum zur Verfügung gestellt wird, bedeutet Mitverantwortung für den Prozess. Das Territorium wird sozusagen für die Bürger geöffnet, geteilt, wenn man so will. Im Konfliktfall muss abgewogen werden, ob das Territorium nicht zu sehr besetzt ist, eine zu starke Wirkung hätte. Die subtile Botschaft darf nicht irreführen, dass die Prozessverantwortung in Prozesssteuerung umschlägt. Denn die Hausherren bestimmen die Spielregeln und die Nutzung ihres Territoriums. Die Übertragung der Institutionen der jeweiligen Räume ist in diesem Fall abträglich. Abgesehen von der Territoriumsfrage gibt es noch weitere Einsatzmöglichkeiten der räumlichen Gegebenheiten für die Moderation.

A: Also zum Beispiel die Metaplantchnik, wenn man die Tageordnung auf einer großen Wand schreibt und wenn der Konsens ist, dann hängt man die irgendwo an die Wand, dann hat man schon Besitz von dem Raum ergriffen. Dass man dann die Ergebnisse rund um im Raum aufhängt. So, wie wenn die Hunde irgendwo hinpinkeln... Also Territorium ist da einfach so ein wichtiger Begriff für mich.

F: Das heißt, dass man also Moderator so ein bisschen zeigt, der Raum gehört mir?

A: Von uns allen. Oder auch, was ich im regionalen Dialogforum mache, dass ich die verschiedenen Plakate der Parteien aufhänge. Sowohl von der IHK, von der Lufthansa und der Bürgerinitiative, um zu zeigen, ihr seid alle hier.

F: So, dass jeder sich ein bisschen wiederfindet.

A: Oder wenn sie eher unentschlossen sind und nicht wissen, ob sie mitmachen sollen, dann zwingst du sie ein bisschen rein, weil sie sonst ihr Plakat wieder abreißen müssen, um zu sagen, sie gehören nicht dazu. Du zwingst sie zur Klarheit, dass sie nicht so halbe Sachen machen. Wenn du nicht dazugehören willst, dann geh bitte raus. Das ist auch ein wichtiger Punkt, Abschiede. Beim Dialog sind ja viele Leute rausgegangen. Dass du sagst: Das ist völlig O.K, aber sagen Sie doch bitte der Gruppe, warum Sie gehen, verabschieden Sie sich und was geben Sie der Gruppe mit. Also es ist kein Problem, aber nicht, dass die Zurückgebliebenen rätseln, warum ist der gegangen. Hier spiegelt Raum klar eine Art Territorium wieder.(48)

Der Moderator zwingt also mit bestimmten Gesten wie Aufhängen und Entfernen von Plakaten die Beteiligten dazu, den Raum ein Stückweit in Besitz zunehmen, sich den Raum mit den anderen zu teilen und so eine Stellung zu beziehen. Er verbindet diese symbolischen Handlungen mit Verantwortung und Klarheit Raum wird in Besitz genommen und die Nutzer müssen sich dazu bekennen, zu der Gruppe zu gehören. Es gibt Gastgeber, die Verantwortung übernehmen, indem sie den Raum zur Verfügung stellen und die eingeladenen Nutzer werden in einem fremden Territorium aufgenommen. Das Bild des Hausherrn sagt etwas

über die Einstellung des Befragten zum Raum aus. Einer muss das Sagen haben und die anderen führen. Eine Aussage eines anderen Befragten fügt sich auch hier ein:

„Kein Mensch würde auf die Idee kommen, einen Raum aufzuschließen und sagen, macht doch, was ihr wollt. Das würde Vandalismus provozieren und was weiß ich. Zu einem Raum gehört auch jemand, der sich drum kümmert, wie jetzt eben der Hausherr.“(41)

Der Moderator kann in dem einem Fall vorne stehen und die Gruppe führen, er kann sich hinter jemanden stellen und den Rücken stärken. Insgesamt arbeitet er mit sehr viel körperlicher Nähe und Distanz. Die Bürger der Gruppe sind gezwungen sich zu platzieren, da die räumliche Stellung zueinander sehr viel über die Gruppe ausdrückt.

„es ist ja auch eine Frage der räumlichen Nähe oder Distanz. Das merkt man ja auch bei Gruppen, wie eng sie beieinander sitzen oder wie weit voneinander weg, sich jemand zurücklehnt oder vorlehnt.“(48)

Raum wirkt auch über das Spiel mit der Nähe und der Distanz. Räumliche Grenzen dienen der Festigung von Nähe und Distanz. Man empfindet Nähe zu Personen, die einem sozial ähnlich sind. Räumliche Entfernung dagegen ist Ausdruck von sozialer Distanziertheit Die Körpersprache tut ihr Übriges, um Nähe und Distanz zu kommunizieren. Der Effekt ist so klar wie die Botschaft über die räumlichen Strukturen.

„Klare Grenzen meint klare Strukturen, an die wir uns halten und an denen wir uns orientieren müssen.“(2)

In der hier getroffenen Aussage wird schnell klar, dass die Strukturen nicht unbedingt etwas sind, das wir uns aussuchen. Aber der Mensch hält sich daran, und dies nicht grundlos, denn:

„er will Teil einer großen Gemeinschaft sein, sich nicht ausgegrenzt fühlen.“(19)

Die Grenzen werden anerkannt, um nicht aus der Gemeinschaft ausgegrenzt zu werden. Grenzen sind da, um sich Selbst zu versichern, nicht um sich selbst außerhalb dieser Grenzen zu begeben. Denn dann wäre man quasi nicht existent. So bleibt nur die Wahl, Teil der Gemeinschaft zu sein und die vorgegebenen Grenzen zusätzlich zu der eigenen Wahrnehmung dienenden Abgrenzung zu akzeptieren. Man kann sich nur wohlfühlen, wenn man diese Grenzen akzeptiert, wenn man weiß, wo man sich wie bewegen muss. Ein Dilemma kann daraus entstehen, dass man die sozialstrukturell bedingten Grenzen bewusst wahrnimmt. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, mit diesem Dilemma umzugehen, wie ein Befragter verdeutlicht:

„Wenn ich mich nicht wohlfühle, schaue ich, dass ich da verschwinde, dass ich den Raum verlasse, oder ich muss ihn gestalten. Das sind die zwei Möglichkeiten.“(42)

Man kann nur den Raum verlassen oder ihn gestalten. Das heißt, man nur die Wahl zwischen der eigenen Ausgrenzung oder der Steuerung. Gestalten kann man aber nicht jeden Raum, schon gar nicht, wenn die soziale Stellung dazu nicht vorhanden ist. Zusätzlich gehört zur Gestaltung eines Raumes auch die Berechtigung, ein Besitzrecht, die Möglichkeit, über diesen Raum zu entscheiden, was für viele eigentlich nur im Privateigentum geht.

Daher rührt wohl auch ein Gefühl der Unbeweglichkeit. Der allgemeine Wunsch nach Überwindung des Raumes bei Befragten offenbart das Gefühl des Eingesperrtseins.

„Grenzen können als einengend und störend empfunden werden, denn viele Menschen streben nach Freiheit. Der Raum ist das was uns selbst begrenzt, das was unserer Entfaltung Grenzen setzt. Daher wollen wir – wie im realen Leben auch – diese Grenzen sprengen, getreu dem Motto: Der Geist ist frei. Viele Menschen fühlen sich durch Räume begrenzt, wollen aber eigentlich frei sein. Sie denken, dass wenn sie den für sie festen Raum überwinden können, können sie frei werden.“(19)

Der Raum, der Hierarchien oder Strukturen in eine feste Form gießt, engt den Menschen in seiner Entfaltung ein. Die Gestaltbarkeit von Raum oder die Verfügbarkeit von Raum zeigt die soziale Stellung an. Je mehr Bewegungsfreiheit in Räumen da ist, umso freier kann sich ein Mensch fühlen. Bewegung meint hier in Verbindung mit der realen Bewegung auch die soziale Beweglichkeit. Je mehr sozialen Grenzen man ausgesetzt ist, desto weniger Bewegungsfreiheit besitzt man. Der Raum repräsentiert in dem Wunsch nach Überwindung daher in gewisser Weise mit seinen ganz individuell wahrgenommenen Grenzen das eigene Ich oder den Körper, der sich die Sozialstruktur einverleibt hat. Der Raum soll daher überwunden werden,

„weil er aus seinem „Ich“, aus seiner Haut heraus möchte. Vielleicht aus Gründen der unbegrenzten Freiheit? Grenzenloses fortbewegen? Grenzenloses miteinander? (8)

Durch die Überwindung der räumlichen Grenzen erhofft sich der Mensch womöglich die Freiheit von sozialen Strukturen, die Nachteile für die einen und Vorteile für die anderen bieten. Das grenzenlose Miteinander geht nur, wenn es keine Schranken gibt. Fassen wir nun die Aussagen zusammen, so wird deutlich, dass ein Raum bestimmte Funktionen für die Befragten erfüllt.

Die befragten Nutzer bezeichnen ihn als Träger von Atmosphären, Hilfe zur Konzentration, etwas Soziales, als Ort der Begegnung, Basis für Interaktion, Umgebung, zweite Haut, Raum bietet Halt, Struktur, Ordnung, Grenze, Ausschluss, Orientierung, Zugehörigkeit, Sicherheit, Entspannung, Treffpunkt, Kommunikation, „Dazwischen“, Abwechslung, Schutz, Geborgenheit. Die Nutzer wurden in den Interviews nach ihrer Interpretation von Raum und seinen Funktionen gefragt. Hierbei geht es neben dem privaten vor Allem um den öffentlichen Raum. Ausschlaggebend ist immer die Nutzung durch den Mensch bei der Beschreibung von Raum, dies ist bei allen Interviews ebenso auffallend deutlich geworden. Die Dinge im Raum und der Raum selbst müssen dem Menschen und seiner Gesellschaft nutzen. Die Dynamik des Raumkonzeptes lässt sich sehr gut erkennen. Raum ist der Beschreibung durch die Befragten nach mehr als eine materielle Grenze, er kommuniziert, er wirkt, scheint dem Schwingungsmodell sehr naheliegend. Raum und Mensch wirken aufeinander ein, stehen in einer Verbindung, die mit einer klaren Grenze nicht zu erklären ist.

Die Systemmodelle brauchen demnach eine Erweiterung mit Hilfe des Raumes in diesem Sinne. Den Raum auszublenden und die Beobachtung auf die Operationen der Menschen oder auch Sys-

teme zu richten, blendet einen wichtigen Faktor für die menschliche Gesellschaft aus. Der Raum hat wichtige Funktionen für den Menschen und die Gesellschaft. Außer der Kommunikation und Strukturierung kommt immer sehr stark die Begrenzung im Sinne von Sicherheit zur Sprache. Das operative Systemmodell könnte dies noch erklären. Raum reduziert demnach die Komplexität für das System. Die Wechselwirkung zwischen den Menschen mit dem Raum und miteinander über die Wirkung des Raumes erklärt dieses Modell nicht mehr. Das retive Systemmodell erklärt auch nur einen Teil davon, die Wechselwirkung der Menschen aufeinander. Das Netzmodell erklärt also zumindest dynamische Beziehungen in einer Gestalt. Doch erst das topologische Systemmodell nimmt mit auf, dass Individuen sich selbst in den Raum ausdrücken können und Grenzen schaffen können. Ein interner und ein externer Ort können auf die Einzelnen einwirken. Diese Modellvorstellung erklärt also die beschriebene Wirkung von Raumfunktionen, wenn auch der Aspekt der sozialen Strukturierung, also der Rolle des Raumes für die soziale Ungleichheit noch nicht deutlich genug erfasst ist.

Um es noch mal zusammenzufassen, sind diese neben Funktionen der Selbstwahrnehmung, Konzentration, Versicherung, auch die der Kommunikation und Präsentation. Diese Funktionen können folglich ebenso im Internet gesucht werden, indem die Raummetaphern verwendet werden.

Das Internet muss wie bereits erwähnt für die Nutzer nicht unbedingt räumlicher sein als das Telefon oder ein Buch. Es liegt nicht auf der Hand, es als Raum wahrzunehmen. Was macht also den Nutzen von Raum aus? Nähern wir uns der Frage von zwei Standpunkten aus, ergibt sich die Sicht der Nutzer und die wissenschaftliche Sicht auf die Sicht der Nutzer, die wiederum von einer bestimmten Vorstellung darüber ausgeht. Für den theoretischen Blick auf Raum ist das nichts Neues, hierin zeigt sich lediglich das schwierige Verhältnis zwischen dem konkreten Ort der Raumerfahrung und dem abstrakten Raumbegriff (vgl. Läßle, 1998:37). In der Alltagssprache wird der Begriff Raum in vielen Zusammenhängen gebraucht. Es gibt Freiräume, Territorien, Sprachräume, Sozialräume. Doch schauen wir uns näher an, ob die Raummetapher bei den Befragten ähnliche Funktionen erfüllt wie für die materiellen Räume geschildert.

Beginnen wir nun mit der Selbstwahrnehmung und Absicherung im Internet.

6.2 Die Lösung des Problems der Wahrnehmung durch Raum im Internet.

„Man fühlt sich nicht so verloren, wie wenn man in der ganzen Dimension des Internet schwirren würde.“(20)

Wir haben gerade das erstaunlich konsistente, übereinstimmende Raumkonzept der Befragten gesehen. Dies lässt den Schluss zu, dass der Raum und seine Funktionen eine kollektiv entstandene

und wachsende Sinnkonstruktion ist. Auf Fragen an die Untersuchungspersonen nach den Eigenschaften, die ein Raum haben sollte, erfolgen Aussagen über die Anordnung, die Atmosphäre und die Assoziationen, die über diese Atmosphäre hergestellt werden können.

Die Strukturierung der materiellen Räume und damit die sinnliche Brücke zwischen dem Selbst und der Umwelt fehlen aber im Internet. Im Bewusstsein der Internet-Nutzer handelt es sich daher bei virtuellen Räumen nicht um Räume im klassischen Sinn. Das Internet erscheint ihnen nicht räumlicher als das Telefon oder ein Buch. Für diese beiden Medien verwendet man keine Raum-Metapher. Bisher hält sie sich aber für das Internet hartnäckig. Um gesellschaftliche Interaktion zu ordnen und sich glaubwürdig zu inszenieren, scheint es dort also notwendig, räumliche Metaphern zu verwenden. Wie das die Nutzer sehen, wird im Folgenden beschrieben.

„Die menschliche Logik braucht Struktur. In der strukturierten Materie ist es leichter sich zurechtzufinden.“ (16)

Es handelt sich demnach gewissermaßen um eine Hilfsfunktion zur Kompensation eines Mangels, der mit eingeschränkten Wahrnehmungsmöglichkeiten zusammenzuhängen scheint. Gleichzeitig ermöglicht die Metapher die Überwindung der Diskrepanz zwischen emotionalem und kognitivem Erleben. Die Verwendung der Metapher des Raumes im Kontext der Internetnutzung ersetzt die sinnlich erfahrbare Vorstrukturierung und Begrenzung, die in materiellen Räumen schon vorhanden ist. Die Vorstellung von Räumen bietet eine gewisse Übersichtlichkeit,

es ist leichter, sich in bekannten Formen zu bewegen als im unbekanntem Neuen.

„Die Vorstellung von Raum hilft dem User, den abstrakten Begriff des Internet auf einen verständlichen Begriff herunterzulegen.“(18)

Warum dies so wichtig ist, erschließt sich aus den Antworten der Nutzer des rein textbasierten MUDs, das keine grafischen Anhaltspunkte bietet. Nach der eingangs vorgestellten Systemtheorie und der japanischen Theorie des Ortes kann das Internet topologisch als vorgestellte Mitte innerhalb der Raum-Zeitbeziehung dienen, als thematischer Zwischenraum zwischen kommunizierenden Akteuren. Dabei ist der Raum weniger als ein durch Kommunikation erzeugter Zustand sondern vielmehr als eine herzustellende Ereignisebene zu betrachten, die womöglich räumlich ist. Netze hängen in viel höherem Maße von den einzelnen Menschen ab als sonstige verortete Gesprächsverläufe. Der Raum für Aktion und Interaktion muss erst geschaffen werden. Dazu müssen die Menschen aber auch in der Lage sein, sie müssen Räume aufrufen und entwerfen können.

Im Internet hat sich schon viel entwickelt. Den Urzustand hat man auch dort schon lange nicht mehr. Eine Möglichkeit, diesen Urzustand nachzuempfinden, bietet ein textbasiertes Rollenspiel, die Multi User Domain Silberland z.B. Hier fühlen sich die Nutzer, die zum ersten Mal hineingehen, nicht wie in einem Raum, eher wie im Dunkeln. Sie sind stark gefordert, sich selbst Grenzen und Strukturen zu suchen. Sie kommunizieren ohne Orientierungspunkte. Dadurch geraten sie an ihre Grenzen in einem sprichwörtlichen Sinn. Diese Erfahrung machen auch die Studenten, die

zum ersten Mal ein rein textbasiertes MUD betreten. Wie eingangs beschrieben hatten die Studenten die Aufgabe, sich zwei Stunden in Silberland aufzuhalten und dann die Fragen zu beantworten. Auch in textbasierten MUDs gibt es visuell keine räumlichen Anhaltspunkte:

„Da das Ganze auch nicht auf graphischer Grundlage basiert, fiel es mir sehr schwer, mir vorzustellen, wo ich mich gerade befinde. (...) Beschränkt auf kurze Angaben zu einer unsichtbaren, nicht erfahrbaren Umwelt erscheint Orientierung zunächst beinahe unmöglich.“
(23)

Die Umwelt ist nicht begrenzt durch räumliche Struktur, die verbalen Beschreibungen helfen Neuanfängern erst einmal wenig weiter. Auch hier entsteht das Gefühl des leeren Raumes und der Unsichtbarkeit. Orientierungslosigkeit fördert entsprechende Reaktionen der Hilflosigkeit, der Frustration. Zumindest anfangs stellt sich sehr schnell das Gefühl der Sinnlosigkeit ein. Es fehlt die Ordnung, die Struktur, die Kenntnis der Funktion des Raumes und der üblichen Praxis. Um dieser verunsichernden Orientierungs- und Strukturlosigkeit mit Ordnungsangeboten konstruktiv zu begegnen, verwenden mittlerweile viele netzbasierten Spiele graphische Elemente wie Containerräume (vgl. Funken/Löw 2002). Der beschriebene Zustand einer gewissen Hilflosigkeit entspricht dem Gefühl, alles wie ein Kind erst lernen zu müssen:

„Gerade ein Alter Ego (ein anderes Ich) auf die Welt gebracht, benannt und mit einem Gesicht ausgestattet, fühlt man sich selbst wie ein Kind, das erst lernen muss zu laufen, Dinge in die Hand zu nehmen und zu sprechen.“ (24)

Auch diese Äußerung zeigt deutlich, dass es bei dem zu beurteilenden Spiel an Strukturiertheit fehlt. Der Vergleich mit dem Erleben eines Kindes ist treffend. Ein Kind muss sich die Vorstruktur und den eigenen Anteil für alle Situationen erarbeiten. Es ist nicht unmittelbar einsichtig, wie materielle Räume erschlossen werden müssen. Größenverhältnisse, Abstände und vor Allem die sozialen Regeln der Nutzung müssen in langwierigen Prozessen erlernt werden. Damit ist eine Erfahrung benannt, die sich auch auf das Internet insgesamt übertragen lässt: Die Anforderungen an den konstruktiven Eigenanteil bei der Nutzung sind sehr hoch.

„Die Illusion findet im Kopf statt, die Phantasie der Nutzer muss den Raum zwischen den Buchstaben füllen. Der Geist wird gefordert, er muss sich alles aus dem Nichts vorstellen, konstruieren (...) er schwebt frei.“(28)

Interessanterweise taucht auch in der Aussage selbst die Raum-Metapher auf. Der Raum muss sich nach Ansicht der befragten Studenten irgendwo zwischen den Buchstaben, also der Kommunikation befinden. Der Anschluss an diese Kommunikation fehlt, wenn man neu in ein MUD eintritt. Dies ist ein beängstigender Zustand, den man ohnesinnlichen Bezug nicht versteht. Daher wird die Unsicherheit bzgl. der eigenen Kommunikationsfähigkeit in räumliche Orientierungslosigkeit übersetzt.

Die Metapher erfüllt ihren Zweck, obwohl sogar klar ist, dass der Geist sich alles aus dem Nichts erschaffen muss. Es ist wohl so, dass der kognitiv erfasste Moment der Eigenkonstruktion zwar erkannt, der emotionale Anteil des erlebten Mangels aber trotzdem vorhanden ist. Die eigenen Anteile bei der Raumkonstruktion sind für „virtuelle“ Räume offensichtlicher und stärker erfahrbar als für „materielle“ Räume. Im Prinzip läuft aber bei beiden Raumformen der gleiche Prozess ab. Räume werden hergestellt über die Menschen ihre Kommunikationen und Wahrnehmungen. Der Unterschied zwischen „materiellen“ und „virtuellen“ Räumen liegt darin, dass in Bezug auf die Anordnung von Dingen und Menschen „materielle“ Räume stärker vorstrukturiert sind und einen geringeren Eigenanteil an Konstruktionsarbeit des Individuums erfordern als „virtuelle“ Räume. Die Orientierungslosigkeit des unerschlossenen Urraums ist in einem rein textbasierten MUD sehr stark erfahrbar. Es gibt kaum Anhaltspunkte für das eigene Bewegen und Handeln.

„Scheinbar wahllos stapft das virtuelle Wesen durch den Cyberspace. Wenigstens ist man geneigt dies zuglauben, denn wissen kann man es nicht.“(27)

Hier drückt sich die fehlende Möglichkeit aus, eine bekannte Umgebung, die durch Selektion entstanden ist, für die Handlungsplanung zu nutzen. Im Normalfall ist die Umgebung irgendwie vorgeformt, strukturiert. Man erkennt bestimmte Elemente wieder, die im Laufe der Zeit durch Auswahl in Wahrnehmungskonzepte übernommen wurden und orientiert sich daran. Im unerschlossenen Raum geht das nicht.

Hier ist noch nicht alle Arbeit getan. Die „Neuen“ verlaufen sich, irren umher, sind „planlos“, haben nicht die Wahl. Die Anforderungen an die Syntheseleistung sind groß. Daher fühlen sich die Teilnehmer des Experimentes unsicher wie Kinder, die noch nicht gelernt haben, Objekte und Menschen zueinander in Beziehung zu setzen. Auch die Teilnehmer des Alexforums charakterisieren den Unterschied zu virtuellen Räumen mit Hilfe der sinnlichen Wahrnehmung und Anstrengung, wie sie auch schon vorher angeführt wurde:

„Für mich sind es eigentlich nur die zwei Dinge: Man kann nicht riechen und nichts fühlen in virtuellen Räumen, von der Wahrnehmung her. Das ist für mich der einzige Unterschied, das heißt in virtuellen Räumen spielt sich bei mir viel mehr im Kopf ab, weil ich mir gewisse Sachen vorstellen muss. Im realen Raum sind alle Sinne beteiligt, da kann ich einfach auch genießen, da kann ich sie einfach aufnehmen lassen, ohne dass ich mir etwas vorstellen muss. Da erfahre ich vielleicht Dinge einfach so, die ich im virtuellen Raum nicht einfach erfahren kann, weil ich mir immer ein Bild bauen muss. Ich muss mir nichts vervollständigen.“(42)

Was dabei hilft, diese Arbeit leisten zu können, sind Vergleiche. Erinnerungsbilder, die sinnliche Bezüge herstellen können, dienen dazu, das Bild zu vervollständigen und einen Eindruck zu bekommen. Der Eindruck entsteht über anschlussfähige Kompensation fehlender sinnlicher Wahrnehmung. Eine Befragte fasst die Sache noch einfacher zusammen. Der Unterschied zwischen materiellem und virtuellem Raum besteht für eine Befragte darin:

„Ganz einfach im Material. Das Material ist nicht da. Das andere existiert rein in der Vorstellung. Und da kann man sich ja quasi alles vorstellen. Also wir sollten mal einen Städtebau der Zukunft machen, das war ganz am Anfang des Studiums. Und da haben wir uns totgelacht und gesagt, Plätze brauchen wir nicht mehr. Es gibt ja jetzt die virtuellen Plätze im Internet und damit aber alles noch vernetzt ist, so ähnlich wie im Internet, haben wir nur noch Brücken, alles wird mit Brücken verbunden. Die Fußgänger gehen nur noch über Brücken oben drüber. Das ist dann wie im Internet.“(45)

Sie geht sogar noch einen Schritt weiter und spricht über die Vision vom Städtebau in der Zukunft. Sie kann zwar nicht beobachten, dass in Berlin die Plätze weniger belebt sind, aber das Bild der Brücke erschließt die Wirkung von Raum im Zeitalter des Internet. Es gibt Verbindungen ohne Plätze, auf denen man sich aufhalten muss. Das, was lediglich noch existiert, ist das „Dazwischen“, auf das bei der Theorie des Ortes bereits eingegangen wurde. Der Platz oder Raum ist dann nicht mehr nötig, wenn auch so eine Verbindung besteht. Es ist also quasi ohne eine materielle Komponente möglich, das Dazwischen herzustellen oder zu leben. Die räumliche Bedingung für Kommunikation ist überflüssig, wenn die Individuen vernetzt sind. Dies erinnert auch an die Ergänzungstheorien von Technik, worin Technik als Erweiterung von Sinnen oder Organen des Menschen dient. Auch McLuhan ging bereits davon aus, dass der Mensch mit Erweiterung seines Nervensystems über elektronische Netze keine Häuser mehr benötigt. Nach McLuhan (1968) handelt es sich bei Gebäuden um Erweiterungen des Körpers und der Haut. Wohnen bedeutet eine Art Wärmekontrolle im Kollektiv.

Da Gegenstände sich ihren eigenen Raum erschaffen, ist davon auszugehen, dass das Internet dies auch tut. Medien stellen für MacLuhan eine Erweiterung der Sinne dar, das Internet erweitert das Nervensystem. Demnach kann das Internet eine erweiterte Sinneserfahrung bieten, es kann uns in einen ganzen Gesellschaftsprozess einbeziehen und trotzdem mit Dezentralisierung arbeiten. Diese durch das Internet erfahrbaren erweiterten Sinneserfahrungen übertragen sich nach MacLuhan auf die Wohnraumnutzung, die von der vorwiegend genutzten Sinneserfahrung bestimmt wird. Das Medium Internet zwingt dazu, auf die Welt als Ganzes zu reagieren und durch die Geschwindigkeit persönliches und öffentliches Bewusstsein zu integrieren. In diesem Szenario teilen sich Menschen nicht mehr lediglich Interessen, sondern die gemeinsame Erweiterung des Nervensystems. Diese Unmittelbarkeit bestimmt die Reaktionsmöglichkeiten.

„Die Elektrizität bietet die Möglichkeit, mit jedem Aspekt eines Dinges oder Wesens sofort in Berührung zu kommen, wie das beim Gehirn selber der Fall ist. Die Elektrizität ist nur zufällig visuell und auditiv, sie ist in erster Linie taktil“ (MacLuhan, 1968: 270).

Angesichts der unmittelbaren Kontaktmöglichkeiten verliert die Abgeschlossenheit von Räumen ihren Sinn. Die Tendenz dazu ist womöglich tatsächlich zu erkennen, aber das Problem der Wahrnehmung bleibt trotzdem bestehen.

Aus Sicht der Sprachwissenschaftler kann die Verwendung von Metaphern einen sprachlichen Mangel ausdrücken. Eine Metapher drückt dann etwas aus, das anders nicht gesagt werden kann.

Sie wird verwendet, um den Anschluss an die Kommunikation zu gewährleisten. Außerdem ermöglichen Metaphern eine Verbindung zwischen der gesellschaftlichen Realität und den Sinnen. Neue Zustände brauchen bildhafte Übertragungen, um sie dem Selbst sinnlich erfahrbar zu machen. Ordnung wiederum ist nur anhand des Wahrnehmungsapparates mit seinen Sinnesorganen möglich. Metaphorische Zuschreibungen helfen daher, über sinnliche Anknüpfungspunkte einen neuen Zustand zu ordnen. Nichts anderes sagt die Erkenntnis, dass Metaphern Unsichtbares sichtbar machen. Altbekannte Eigenschaften von altbekannten Dingen werden verwendet, um neuen Dingen bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben. Die Verwendung von Raum-Metaphern ist folglich eine Sicherung der Ordnungsleistung. Die Raum-Metapher hilft im virtuellen Bereich offenbar das auszugleichen, was an Vorstruktur fehlt.

Doch schauen wir uns dazu die Interaktionstheorie der Metapher nochmals an.

6.2.1 Exkurs - Die Interaktionstheorie der Metapher

„Synthetische Einheit der Erscheinungen oder gesetzmäßiger Zusammenhang der Erscheinungen ist Begriff und Wert der Erfahrung. Sofern die Analogien jene Verhältnisgesetze legitimieren, sind sie nicht bloß Analogien innerhalb der Erfahrung, in welchem Sinne Erfahrung nur die Synthesis der Wahrnehmungen bedeuten würde, sondern sie sind vielmehr Analogien zum Zwecke einer möglichen Erfahrung, so dass ohne jene diese nicht bestehen könnte.“ Cohen

Nun kehren wir noch einmal zurück zur Metaphertheorie, um die Logik des Unerhörten dynamisch zu erklären. Die Interaktionstheorie der Metapher geht von einem dynamischen Prozess der wechselseitigen Bedeutungserzeugung aus, die die Verwendung einer starken Metapher auslöst. Dies führt dazu, dass Metaphern als lebendig bezeichnet werden können. Sie stehen in einer rekursiven Beziehung zu dem Gegenstand, den sie umschreiben. Hier erhält die Metapher eine metakommunikative reflexive Dimension. Die Metapher und der umschriebene Gegenstand wirken aufeinander ein. Dies ist eine Erweiterung der Sichtbarmachung des Unsichtbaren um eine interaktive Komponente. Die Verwendung einer Metapher setzt einen reflexiven Prozess in Gang, der sich nicht nur in eine Richtung auswirkt. Ein Beispiel wäre der Satz: Der Mensch ist ein Wolf. Nach der Interaktionstheorie verändert die Anwendung der Metapher Wolf auf den Mensch die Perspektive auf beide, den Mensch und den Wolf. Beide beziehen sich aufeinander. So ist nicht einfach ausgesagt, dass bestimmte Eigenschaften des Wolfes auf den Menschen zutreffen, sondern auch, dass der Wolf ein wenig Menschliches an sich hat. Die Metapher beschreibt zusätzlich nicht lediglich den Ist-Zustand sondern eröffnet auch den Bereich des Möglichen, indem sie Reflexion über Ähnlichkeiten oder Identitäten anregt. Hierbei entsteht eine rekursive Beziehung, in welcher sich beide Gegenstände oder Subjekte in diesem Fall in ihrer Interpretation und damit ihrer Identität verändern können. Der Prozess vollzieht sich in den Phasen der Selektion, Projektion und Bedeutung. Der Primärgegenstand gibt zunächst den Anreiz, Eigenschaften aus Sekundärgegenständen zu suchen, es werden Ähnlichkeiten her-

gestellt. Dies wiederum wirkt verändernd auf den verwendeten Gegenstand zurück. Die Ähnlichkeiten sind zwar entscheidend, jedoch werden sie durch eine spezielle Relevanzsetzung erzeugt, intentional erschaffen. Hierin liegt der doppelte Erkenntniswert der Metapher oder ihre Synthesekraft. Die neuartige Beschreibung stellt die alte Beschreibung nicht nur in Frage sondern löst eine Rekategorisierung aus. Damit werden Metaphern nicht ersetzbar und vielschichtig. Die Metapher wirkt wie ein Filter. Der Hauptgegenstand wird durch den metaphorischen Ausdruck gesehen und auf das semantische Feld der Metapher projiziert. Die Metapher lädt ein zu einer neuen Perspektive und beschreibt den Gegenstand heuristisch. Metaphern schaffen neue Ähnlichkeiten und erweitern damit den Horizont der Erfahrung. Das Prinzip der Setzung neuer Ähnlichkeiten und Differenzen beruht nicht auf Kalkül oder Widerspruchsfreiheit. Metaphern sind Ausdruck einer Differenzerfahrung, rufen nicht selten Irritationen hervor und provozieren gegen die gängige Logik. Sie bringen jedoch in einem rationalen Vorgriff lebensweltlich Vorstellungen zum Ausdruck. Dies wird im Kapitel der Struktur durch Raum näher beleuchtet. Im Augenblick ist die verbindende Funktion der Metapher zwischen zwei semantischen Feldern wichtig. Der Vergleich des Interaktionsprozesses mit Hilfe der Resonanz veranschaulicht die Funktion und Wirkung der Metapher. Zwei semantische Felder wie Mensch und Wolf setzen sich wechselseitig in Schwingung. Die Überlagerung der beiden Resonanzfelder erzeugt zunächst eine Dissonanz. Es entsteht aber ein neues Schwingungsfeld. Das Bild der Resonanzen, die sich gegenseitig in Schwingung versetzen, erinnert an die japanische Theorie des Ortes,

in der Raum das Verbindende darstellt. Auf die Raummetapher im Internet bezogen lässt sich Folgendes festhalten. Die Beschreibung des Internet suchte nach Ähnlichkeiten in anderen semantischen Feldern. Als die Raummetaphern sich unter anderen bildeten, stellte man Ähnlichkeiten mit materiellen Räumen her. Die Ähnlichkeiten sind nicht trivial, wie bereits betont wurde. Bestimmte Eigenschaften von Räumen wurden also gesucht. Die strukturierenden Funktionen von Raum wurden im Vorherigen ausgeführt. Nun hat man nach der Interaktionstheorie der Metapher nicht nur einen einseitigen Effekt auf das Internet oder die Wahrnehmung von Kommunikationssituationen dort. Die Interpretation sowohl von materiellen Räumen wie auch des Internet müsste sich gleichermaßen verändern und zu Neudefinitionen führen. Beides ist bereits zu beobachten. So werden Räume im Zeitalter des Internet nicht mehr als Behälter interpretiert sondern vernetzt, verinselt, synthetisiert und das Internet verändert sich mehr und mehr zu einer Ansammlung von „virtuellen“ Räumen. Die Eigenschaften beider Gegenstände verändern sich, was nicht bloß zufällig, sondern auch intentional geschieht. Die spezifische Erzeugung von relevanten Ähnlichkeiten, wie bereits bei der Veränderung der Metaphorik des Internet von Meeresmetaphern zu Raummetaphern erwähnt, spiegelt eine bestimmte kollektive lebensweltlich bedingte Erwartung an das Medium wieder, wobei die Erfahrungsbasis beider semantischer Felder bekannt sein muss. Dieser kognitiv-reflexive Aspekt der Metapher ist wesentlich für die folgenden Ausführungen. Nun ist die Verwendung von Metaphern keinesfalls ein völlig bewusst rationaler Vorgang.

Das Prinzip der Gewährleistung einer Einheit zwischen der sinnlichen und kognitiven Erfahrung ist nach wie vor wesentlich für die Wirkung der Metapher. Metaphern sind immer noch die „Fäden, mit denen der Geist mit der Welt in Verbindung bleibt.“ (Hannah Arendt zit. n. Debatin, 1995:236). Jedoch stellt das Immaterielle des Internet die Verbindung zwischen Geist und Welt in der Wahrnehmung prinzipiell in Frage. Hier bedarf es also einer starken lebendigen Metapher, die verhindert, dass sich diese Verbindung auflöst. Es steckt also außer dem kognitiv-reflexiven Aspekt ein stark emotionales Problem der Selbstwahrnehmung darin. Dieses Problem wurde bereits behandelt, wird aber in den folgenden Interviewauswertungen immer wieder thematisiert.

6.3 Die Lösung des Problems der Kommunikation mit Raum im Internet

6.3.1 Die Funktion der Kommunikation

Schauen wir uns nun anhand der einzelnen Aussagen an, wie das Problem der Kommunikation im Internet durch den Raum gelöst wird. Bei der Wahrnehmung des Internet als Raum kommt es stark darauf an, welche Funktion man im Internet anstrebt. Da es so vielseitig ist, kann es in vielerlei Hinsicht wie ein Raum empfunden werden. Die wichtigste Funktion allerdings ist die Kommunikation. Der virtuelle Raum entsteht aus den Menschen, wird über die Anwesenheit und Sprache der Menschen hergestellt. Dies ist analog zum öffentlichen Raum zu sehen, wie er bereits

im Raumkonzept der Befragten beschrieben wurde. Ein Befragter hat zunächst kein Problem damit, im Internet Räume zu betreten.

„Ich kann halt in erster Linie akustisch und optisch etwas wahrnehmen. Wenn ich auf eine homepage draufgehe, dann sind das die Farben, die das angenehm machen. Wie ist die Navigationsleiste gestaltet. Auf der homepage, auf der ich häufiger bin, ist zum Beispiel so eine Art wallpaper im Hintergrund, schwarz, und Grautöne, die Auswahl der Schriften, ich bin zum Beispiel ein absoluter Schriftfanatiker. Wenn ich eine Schrift auswähle, dann will ich damit auch was ausdrücken. Das ist durchaus möglich. Das geht im Internet genauso, dass ich mich in einem Raum wohl fühle. Ich habe auch im Internet Räume, wo ich gerne bleibe und wo ich mich überhaupt nicht gern aufhalte. Das kommt auch darauf an, was da gewollt ist, ob man da reintauchen will, oder sich nur sachlich informieren und sonst nichts. Sie können halt nichts riechen und nichts fühlen. Das sind die zwei Punkte.(42)

Der hier zitierte Befragte sieht als einzigen Unterschied zwischen Räumen im Internet und materiellen Räumen die fehlende Olfaktorik und Haptik. Das bedeutet nicht unbedingt ein Defizit für ihn. Es gibt nämlich andere Faktoren, die diesen Eindruck ersetzen können. Beschreibungen und der gezielte Einsatz von Schrift können auch Atmosphäre erzeugen, die wie ein materieller Raum etwas transportiert. Das „Reintauchen“ erinnert stark an die Ausführungen von Telepräsenz, Immersion und flow. Reintauchen bedeutet, sich in ein Medium involviert zu fühlen, kognitiv und emotional. Die kognitive Einbezogenheit (gemeint als nüchterne Informationssuche) reicht hierzu nicht aus. Der Nutzer muss sich

vollständig auf die Situation einlassen. Die Bezeichnung bestimmter Seiten mit Raum ist manchen Interviewten recht geläufig, wird aber nicht unbedingt mit dem Erleben als Raum gleichgesetzt. Im virtuellen Raum der Bürgerbeteiligung existiert für einige Befragte zunächst überhaupt kein Raumgefühl:

„Aber so ein Raumgefühl habe ich da nie. In diesen Kinderräumen geben sie sich ja viel Mühe, dass man dieses Gefühl bekommt. Vielleicht liegt das auch an der Generation, aber ich habe immer das Gefühl, ich habe einen Telefonhörer in der Hand und werde vermittelt und dann sprechen da einer oder mehrere. Als Beispiel, wenn ich ein Buch lese, dann habe ich ja auch nicht das Gefühl, dass ich mich in einem anderen Raum befinde und gerade ein Buch lese. Ich befinde mich im Idealfall direkt in den beschriebenen Räumen und habe diese Bilder im Kopf. Das kann man übertragen. Die Bilder, die ich im Internet aufbaue, haben eben auch mit den Inhalten der Beiträge zu tun. Aber dieses extra Raumgefühl habe ich eben nicht. Wenn ich in ein Diskussionsforum gehe, dann sitze ich zu Hause, das ist mir auch relativ bewusst. Wenn die Diskussion jetzt sehr spannend wird, dann merke ich vielleicht nicht mehr, dass ich zu Hause bin. Dann bin ich in den Diskussionssträngen drin. Ich muss ja den Diskussionen folgen mit Hilfe dieser Printdinger. Ich habe dann im Kopf nicht auch noch den Platz, mir einen Raum vorzustellen, in dem ich mich befinde. Wenn jemand zum Beispiel jetzt von Irland erzählt, dann habe ich sofort ein Bild von Irland im Kopf, aber ich habe nicht das Gefühl, ich sitze jetzt zusammen mit den Personen in einem Raum und spreche über Irland. So ist es ja auch, wenn ich ein Buch lese. Ich habe ja nicht das Gefühl, ich sitze mit dem Autor in einem Raum und er erzählt mir etwas.“ (41)

Diese Ausführungen klingen so, als wäre bei der Nutzung des Internets keinerlei Raumgefühl vorhanden. Der virtuelle Bürgerbeteiligungsraum wirkt zunächst nicht räumlicher auf die Nutzerin als ein Buch. Assoziationen und Bilder tauchen eher in Verbindung mit dem rezipierten Inhalt auf. Der Vergleich mit dem Buch zeigt, dass auch das Internet einseitig wahrgenommen werden kann wie ein Verteilmedium. Im Idealfall sagt die Nutzerin, kann sie sich auch in das im Buch beschriebene Geschehen hineinversetzen. Aber solange keine Interaktion mit anderen stattfindet, gibt es keine Notwendigkeit für ein Raumgefühl. Anders als bei dem Experiment in Silberland gibt es für den ankommenden Nutzer zumindest noch einige Informationen in einem Bürgerforum, die man wie ein Buch lesen kann. Man ist der Kommunikation also nicht unmittelbar ausgeliefert. Es ist auch nicht so ein unerschlossenes Neuland wie das MUD. Bürgerforen sind mittlerweile meist in gewisser Weise durch die Initiatoren vorstrukturiert, die Regeln sind häufig klarer als in der Spielumgebung. Die Erwartung, hier mitmachen zu können, wird auch eher erfüllt als in einem Spiel, in dem neue zunächst einmal ignoriert werden, da sich hier auch keiner als Hausherr verantwortlich fühlt.

„Ich hatte da nie das Gefühl, dass ich in einen Raum hineingehe, wenn ich ein Diskussionsforum besucht habe. Wenn man neu reinkommt, hat man das nicht.“(41)

Neu angekommen, ist der Zwang zur Kommunikation vielleicht noch nicht so stark vorhanden. Es ist auch meist transparent, was bisher gesagt wurde. Irgendwie lassen sich Vorstrukturierungen

erkennen, sei es durch Moderatoren oder die Teilnehmer selber. Die oben beschriebene Art von Raumgefühl, das Raum über Personen definiert, findet aber im Internet trotzdem statt, und zwar in einer metaphorischen, sich erst allmählich und über Interaktion herstellenden Form:

„Ich finde, im virtuellen Bereich kann so eine Raumatmosphäre immer nur Stück für Stück entstehen. Also wenn ich zum Beispiel in ein Diskussionsforum längere Zeit hineingehe, wo ich auch die Personen schon kenne, dann kann ich ein Raumgefühl entwickeln, weil ich weiß, wann die Leute da sind, wie viele Leute da sind, ich kann die Größe einschätzen. Das Ganze kann ich erst über die Zeit hinweg aktiv herstellen.“ (41)

„Realiter“ ist kein Raum vorhanden, die beteiligten Objekte und Personen lassen sich über Wahrnehmung nicht direkt räumlich ordnen. Daher, so legen die Ausführungen nahe, ist das Raumgefühl nur über erlernte Repräsentationen mit einem starken konstruktiven Anteil möglich. Die konstruierte Größe hängt stark davon ab, wie viele Menschen anwesend sind und wie sie kommunizieren. Dies schildert die Befragte auch selbst, wenn man sie direkt nach dem eigenen Anteil beim Raumgefühl fragt:

„Natürlich musst du selber viel leisten. Aber das geht nur über die Personen, wenn man sie eine Weile kennt, die stellen ein Raumgefühl für dich her: angenehm, klein, freundschaftlich. (...) Über die Menschen schließe ich zurück auf den Raum.“ (41)

Hier dient Raum ganz klar als Träger oder Medium von Atmosphären, die von den Menschen hergestellt werden. Wenn die Anordnung von Menschen und Dingen einen Raum bildet (vgl.

Löw 2001), dann sind im Internet die Menschen wesentlich wichtiger als Dinge, da den Dingen in der Repräsentation weniger Gewicht zukommt als den Menschen und ihren Kommunikationsbeiträgen. Den Bezug zu dieser Anordnung muss man allerdings erst aktiv herstellen und damit seine Bedeutung festlegen.

“ Ich fühle mich dann wie in einem Raum, wenn ich Menschen im Internet treffe und mich mit ihnen unterhalten kann.“(1)

Das Raumgefühl ist stark davon abhängig, ob man zusammen mit anderen Menschen in einer interaktiven Situation involviert ist. Somit treffen die eingangs beschriebenen Theorien durchaus zu. Wahrnehmung und Kommunikation stehen in einer engen Verbindung. Man kann nur kommunizieren, wenn die Wahrnehmung der Situation im Gleichgewicht ist. Das ist nur der Fall, wenn die Erfahrung konkret ist, das heißt, dass eine Einheit der Erfahrung möglich ist. Erst die Interpretation der Situation führt zu der Einheit der Erfahrung. Und die Interpretation profitiert von der Metapher des Raumes, wie die Interaktionstheorie der Metapher deutlich macht. Sie eröffnet nämlich auch den Bereich des Möglichen, indem sie Reflexionen über Ähnlichkeiten anregt. Die Synthesekraft der Metapher kann also dazu beitragen, Raum im Internet herzustellen. Hier wäre der Raum nicht als bloße Hilfskrücke zu verstehen, die in einer undefinierten Situation einen Strohhalm zum Festhalten bietet, sondern Raum wird aktiv zusammen mit anderen in der Interaktion hergestellt. Auf diese Weise kann sich etwas Gemeinsames einstellen, das die Nutzer verbindet. Das gemeinsame Erleben, das ein Befragter auch von

materiellen Räumen erwartet, steht hier offensichtlich im Vordergrund.

„Ich finde chats und Muds räumlich, weil dort wirklich quasi Personen sich in einem Raum treffen und miteinander etwas erleben.“(4)

Dies gilt interessanterweise in ganz ähnlicher Form auch für „reale“ Bürgerforen. Auch hier ist nicht so sehr der räumliche Eintritt an einer bestimmten Stelle entscheidend, sondern vielmehr der Zeitpunkt des Eintritts und die Möglichkeit, thematisch-kommunikativ anzuschließen. Wirklich beteiligt fühlt man sich erst dann, wenn man etwas beigetragen hat und ernst genommen wurde.

6.3.2 Wahrnehmung und kommunikative Herstellung von Raum im Internet aus Sicht der Nutzer

Die erste Frage der Interviews bezieht sich auf den öffentlichen Raum im Allgemeinen. Wodurch zeichnet sich öffentlicher Raum aus, worin liegt der Unterschied zu privaten Räumen? Die Antwort beinhaltet zunächst interessanterweise wenig sichtbare räumliche Merkmale. Eine Befragte definiert den Raum zuerst über die anwesenden Personen, die sich austauschen. Es ist ein Ort, an dem Menschen zusammenkommen. Öffentlicher Raum und privater Raum unterscheiden sich ihr zufolge durch die Zugangsrechte:

„Eigentlich ist es aber nur dann öffentlicher Raum, wenn alle hineinkommen. Das Problem ist, dass zusätzliche Beschränkungen herrschen. Man muss die Medien überhaupt handeln können, sich Zugang verschaffen. Und dann muss man diese Räume ja auch überhaupt finden können. Das ist im Internet schwieriger, als den Marktplatz irgendwo zu finden. Da kann man ja ringsherum fragen, im Internet nur gewisse Fachleute. Der Zugang ist insofern halt auch schwieriger, weil die Räume ja nicht beworben sind. Die Zugangsschwelle ist da noch höher, aber das kann sich ja noch verschieben. Wenn irgendwo in Gorleben eine Atommülldemo stattfindet, bin ich ja vielleicht auch ausgeschlossen.“(41)

Im Internet sei der Zugang zu bestimmten öffentlichen Räumen manchmal schwierig, da die Zugangsschwelle zu hoch sei. Hier finden sich bereits zwei Raum-Metaphern, die auf „materielle“ Räume zurückgreifen, um „virtuelle“ Räume beschreiben zu können. Der Zugang und die Schwelle vermitteln den Eindruck, das Internet sei ein Raum, in den man hineingeht und der eine Eingangsschwelle hat, die unterschiedlich hoch sein kann.

„Das Raumgefühl ist wichtig beim Auffinden, beim Zugangfinden.“(41)

Die Befragte weist mit dieser Aussage auf ein Raumgefühl hin, das sie im Netz aber gar nicht empfindet, denn sie habe da nie das Gefühl, dass sie in einen Raum hineingehe, wenn sie ein Bürgerforum betreue. Dieser scheinbare Widerspruch ist mit der Interaktionsfunktion der Metapher schnell aufgelöst. Das Denkmodell des Hineingehens in einen Raum hilft, einen Zustand zu beschreiben und zu verstehen, der sonst schlecht auszudrücken

wäre. Sie ist sich bewusst, dass sie vor einem Monitor sitzt. Trotzdem kommuniziert sie aber mit anderen Menschen über den Bildschirm. Die kognitiven und emotionalen Komponenten des Erlebens dissoziieren. Hier wird eine Verbindung benötigt, die die Metapher herstellt. Die Befragte braucht einen Anschluss, den sie leichter über die Metapher des Raumes findet. So nimmt sie sich emotional in einer Kommunikationssituation zusammen mit anderen Menschen wahr, in einem gemeinsam geteilten Kommunikationsraum. Dieser Raum weist darauf hin, dass es anschlussfähige Kommunikationen gibt. Jeder versteht, was gemeint ist, wenn man im Internet in ein Bürgerforum hineingeht. Der Raum, „in den man hineingeht“, vermittelt Sicherheit durch eine überschaubare, überblickbare Situation.

„Und es ist halt auch immer schön, und das gilt halt auch fürs Netz, wenn du dich deiner Umgebung ein Stück weit versichern kannst“.

(41)

Sicherheit birgt auch die Metapher des Überblicks, die sowohl mit Räumlichkeit als auch mit Sinnen zu tun hat. Etwas überblicken zu können, bedeutet, etwas höher zu stehen als der Rest, oder zumindest muss die Anordnung der Menschen und Dinge im Raum so sein, dass man sie mit einem Blick erfassen kann. Hier ist der sinnliche Bezug der Metapher zur Wahrnehmung direkt zu erkennen. Das Bild des Überblickens dient dem Verstehen einer kognitiven Leistung. Dies gelingt offenbar besser mit Hilfe des Bezugs zu den Sinnesorganen. Besonders der Bezug zur Höhe und Größe birgt ein Verständnis von Ordnungszuständen – wir erinnern uns, dass dies primäre Metaphern sind.

Strukturen müssen scheinbar über Sinnesorgane hergestellt werden, da es uns so vorkommt, als seien diese dafür zuständig. Für eine neue kommunikative Situation, der die Befragte ausgesetzt ist, wenn sie in eine Diskussion einsteigen will, ist dies ganz ähnlich. Sie will sich zunächst einen Überblick verschaffen. Die Umgebung, derer sie sich versichern will, ist nicht nur als Objektwelt zu verstehen, die als Rahmen für die eigene Person dient. Vielmehr sind es die anderen Menschen, deren Reaktionen wahrgenommen und interpretiert werden sollen. Der geteilte Raum hilft, der Kommunikation einen sinnvollen Verlauf, eine Bedeutung und einen Zusammenhang zuzuordnen. Erst so entsteht aus einem rein operativen Blick auf einzelne Systeme ein Gebilde, das als netzartig oder retiv bezeichnet werden kann. Doch erst der Raum ermöglicht es, zu sehen, dass Menschen in einem räumlich und zeitlich begrenzbaeren und damit fassbaren Zusammenhang stehen. Diese Erfassbarkeit ist wichtig, auch in materiellen Räumen, in denen dies auch nicht selbstverständlich ist, wie die folgende Aussage zeigt.

„Ich glaube, wenn man das Gefühl hat, dass man das gar nicht mehr erfassen kann und überschauen kann, wäre das hinderlich. Zum Beispiel, man würde die Jahrhunderthalle als Diskussionsraum nehmen, was mit Hilfe von Medien natürlich möglich wäre. Trotzdem hätte man das Gefühl, dass man gar nicht mehr folgen kann, weil einfach zu viel parallel läuft, was man nicht mehr überblicken kann und auch nicht mehr zusammenkriegen. Sowohl von den Themen als auch von den Personen. Ich kann dann gar nicht mehr unterscheiden, ob einer schon mal geredet hat oder ob das jetzt ein Neuer ist. Ja, dieses menschliche Maß würde da fehlen.“(41)

Die Überschaubarkeit eines Diskussionsraums, die so wichtig ist, entspringt einem Bedürfnis nach Sicherheit und Struktur. Das Gefühl, den Überblick zu verlieren, drückt unmittelbar die Angst vor Chaos und Unordnung aus. Um das Problem der Wahrnehmung noch einmal zu charakterisieren, soll nun der Zusammenhang zwischen Metapher und Raum zusammengefasst werden. Metaphern machen Unsichtbares sichtbar, das heißt, sie ermöglichen unserem Bewusstsein eine Hypothese über die Umwelt, indem sie auch abstrakte Denkmodelle sinnlich erfahrbar machen. Gleichzeitig ermöglichen Metaphern die Kommunikation zwischen Akteuren mit Hilfe von Denkbildern, um eine Einheit der Erfahrung auf kognitiver und emotionaler Ebene herzustellen. Auch Räume sind in der Wahrnehmung des internen Ortes letztendlich Denkbilder, die der Festigung einer bestimmten gesellschaftlichen Praxis dienlich sind. Räumliche Metaphern erfüllen somit eine doppelte Ordnungsfunktion für die Nutzer des Internet. Sie sind als Metaphern bereits sinnstiftend und beeinflussen den Prozess des Verstehens. Zusätzlich sind es Metaphern des Raumes, die die fehlende sinnlich erfahrbare Vorstrukturierung materieller Räume im Internet ausgleichen. Hier findet sich eine doppelte Sicherung der Ordnungsleistung, die zur Selbstwahrnehmung in der Interaktion mit anderen notwendig ist. Die Befragten setzen ihre Unsicherheit mit der fehlenden räumlichen Strukturierung gleich. Emotion und Kognition müssen in Übereinstimmung gebracht werden und dafür sind die Sinne zuständig. Um die Kommunikation im Internet in der Wahrnehmung ordnen zu können, greifen die Nutzer also auf räumliche Metaphern zurück, um so die Eigenschaften des Raumes als Vermittler der Kommunikation auf

das Medium Internet zu übertragen und den Zustand einerseits selbst zu verstehen und auszuhalten, andererseits auch anderen verständlich zu machen. Hier könnte die fehlende Materialität sehr nützlich sein, da die Grenzen und atmosphärischen Anteile wenig äußeren Einflüssen unterworfen sind. Somit sind sie individuell gestaltbar und müssen, wenn es alle betrifft, immer neu definiert werden. Doch ob die fehlende Materialität wirklich ein Vorteil ist, soll im Folgenden noch beleuchtet werden.

6.4 Die Lösung des Problems der Strukturierung

„Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich beschäftigt und vollzieht, und zwar in ihrer subtilsten Form, der symbolischen Gewalt.“ (Bourdieu).

6.4.1

Macht und Struktur im Zusammenhang mit Bürgerbeteiligungen im öffentlichen Raum des Internet

Herrschaft über den Raum bedeutet Manipulationsmöglichkeiten von Gruppen. Bourdieu, so habe ich gezeigt, verwendet die Raummetapher, um soziale Strukturierung zu erklären. Dies ist nicht lediglich ein Versuch, ein Denkmodell besser begreifbar zu machen. Vielmehr ist der Raum selbst der Ausdruck für soziale Strukturierung. So ist nicht nur die Bezeichnung außerordentlich passend, sondern Raum und Sozialstruktur entsprechen einander, drücken einander aus. Die Möglichkeit, über Nähe und Distanz zu verfügen, ist die Möglichkeit, sich die Orte und die darin befindlichen Akteure für eigene Zwecke nutzbar zu machen.

Direkte Effekte des physischen Raumes anzunehmen, ist also nicht ganz richtig. Vielmehr muss man ihn als Kristallisation von Strukturen von Verteilung und Auseinandersetzung akzeptieren. Bestimmte soziale Phänomene sind nur scheinbar an den physischen Raum gebunden und tatsächlich auf Unterschiede der Kapitalausstattung zurückzuführen. Dies deutet darauf hin, dass der physische Raum, so er dem sozialen Raum als Metapher dient, im Internet eine noch subtilere Form der Machtausübung ermöglicht, da hier nicht einmal eine sichtbare Grenze zu ziehen ist. Die Illusion der Egalität im Internet durch fehlende soziale Informationen ist daher in Frage zu stellen. Auch und gerade Interneträume kann man sich aneignen. Wie dies geschieht, und wie dabei das Wesentliche der Auseinandersetzung um Raum denselben zur Metapher macht, wird im Folgenden beschrieben.

6.4.2 Funktion der Struktur des Internet aus Sicht der Nutzer

Wir erinnern uns an die Bedürfnisse nach Sicherheit, Orientierung, Flexibilität und Struktur, aber auch an die Verbindung zur natürlichen Umgebung. Diese Aspekte beschreiben Funktionen, die üblicherweise materielle Räume erfüllen. Es werden in erster Linie die Überschaubarkeit, der Zugang, die Präsentation des Selbst und die Zusammenführung von Menschen genannt. Das bedeutet, dass für die Einzelnen diejenigen Anteile eines Raumes wichtig sind, die die Kommunikation als gesellschaftliche Praxis ermöglichen. Gleichzeitig ist die Abgrenzbarkeit des Selbst über die Sinne durch die Raum-Wahrnehmung eine Rückversicherung gegen das Ausgeliefertsein an die Eigendynamik der

Kommunikation. Hierzu kommt noch der gesellschaftlich strukturierende Aspekt des Raumes.

„Ja, Struktur ist wichtig für die Orientierung, thematisch, räumlich vielleicht, vor allen Dingen auch zeitlich. Begrenzung ist wichtig. Den Leuten einfach nur einen Platz zur Verfügung zu stellen, reicht nicht, das ist zu wenig. Einfach einen Marktplatz hinstellen und sagen, da könnt Ihr Euch treffen, das ist doch zu wenig. Dann sollen sie wenigstens ein Eiscafé anbieten oder so etwas. Für den öffentlichen Raum, der für demokratische Prozesse dient, brauche ich sozusagen immer jemanden hintendran, der ihn für bestimmte Zwecke nutzen will. Für den demokratischen Raum habe ich wirklich den Anspruch, ein Ziel damit zu verfolgen und da muss ich auch Grenzen setzen.“(41)

Die Begrenzung dient u.a. dem Sicherheitsgefühl der Akteure. Nur einen begrenzten Raum kann man auch wieder verlassen. Jedoch reicht die rein materielle Grenze offensichtlich nicht aus. Einen Raum zur Verfügung zu stellen, ist nicht genug. Die Ausfüllung eines Raumes durch gesellschaftliche Praxis ist notwendig, um dem Raum eine Bedeutung, eine gesellschaftliche Funktion zu geben und den Anschluss an die Kommunikation zu gewährleisten. Man muss auch wissen, was man in einem Raum tun kann, erst dann fühlt man sich sicher. Für die Interaktion zwischen Menschen ist räumliche Struktur als kollektives Gedächtnis auch ausschlaggebend für den Verlauf einer Kommunikation. Denn „materieller“ Raum repräsentiert eine bestimmte gesellschaftliche Praxis, die bereits von anderen Menschen vorstrukturiert ist. Aber die materielle Struktur reicht nicht aus,

die Akteure müssen sie auch individuell wieder ausfüllen und sich den Raum aneignen. Erst so stellen Akteure sozial wirksame Grenzen her. Dass die materielle Grenze nicht ausreicht, um Struktur zu schaffen, zeigt die Antwort der Befragten auf die Frage, was denn für sie einen leeren Raum ausmache:

„Eine Begrenzung oder Örtlichkeit ist da, aber sonst ist nichts weiter da. Räume werden ja in der Regel gebaut, um da etwas hineinzumachen.“ (41)

Das, was da „hineingemacht“ werden muss, sind Menschen, Themen, Inhalte, Kommunikationen. Auch der virtuelle Raum wirkt in gewisser Weise leer, wenn die Funktionen fehlen, die „reale“ Räume bieten oder die mit „realen“ Räumen verknüpft sind.

„Es sollte auch eine gewisse Wärme da sein, auch im Sinne von Heizung, dass es eine angenehme Temperatur hat.“(41)

Die angesprochene Wärme birgt außer dem tatsächlichen körperlichen Wohlbefinden eine zweite Bedeutungsebene: die menschliche Nähe und die Dynamik einer Diskussion. Eine heiße oder hitzige Diskussion deutet sinnliche Anregung an, aber auch die Gefahr der Entgleisung. Eine Diskussion lässt sich über Temperaturen charakterisieren. Räume vermitteln eine Regelung dieser Temperatur. Wesentlich für die Raumdefinition ist außerdem, dass diese über die anwesenden Personen vorgenommen wird. Die Einschätzung von Größe und Atmosphäre eines Raumes ist für sie stark davon abhängig, wie viele und welche Personen sich darin befinden.

„Wenn man in einen realen Raum hineinkommt, sieht man sofort, wer darin ist, zum Beispiel 80% Männer, 20% Frauen, und man registriert die Stimmung, ob die Atmosphäre angespannt oder locker ist, woraus man ja auch für sich Schlüsse zieht, ob und wie man sich beteiligt.“ (41)

Hier benutzt die Befragte die Metapher des Spannens und Lockerns von Verbindungen durch Einwirkung von Kräften. Starke Spannung führt zu der Gefahr des Zerreißens. Die kommunikative Verbindung und Nähe könnten zerstört werden. Die wahrgenommene Atmosphäre des Raums beeinflusst auch die Form der eigenen Präsentation:

„Das kann natürlich schnell polemisch werden, wenn die soziale Kontrolle fehlt.“ (43)

Die Möglichkeit, sich vor anderen darzustellen, ist eine weitere wichtige Funktion von Raum, die von der Art und Weise seiner wahrgenommenen Struktur abhängt. Im Internet polemisiert man schneller, da es scheinbar schwächer als „materielle“ Räume strukturiert ist und daher die Hemmschwelle niedriger liegt (dies legt auch die medienpsychologische Filtertheorie schon nahe). Die soziale Kontrolle meint nichts anderes als Institutionen, Verhaltensregeln, die in der sozial strukturierten Welt stillschweigend eingehalten werden, zumindest mehr oder weniger. Im Internet aber findet man einen unstrukturierten, nicht oder nur wenig institutionalisierten Raum vor.

„Kein Mensch würde auf die Idee kommen, einen Raum aufzuschließen und sagen, macht doch, was ihr wollt. Das würde Vandalismus provozieren und was weiß ich. Zu einem Raum gehört auch jemand, der sich drum kümmert, wie jetzt eben der Hausherr. Im Netz ist es eben nicht so häufig. Sollen die Leute doch machen, Leute können da Besitz ergreifen, es interessiert keinen, es gibt keine Ordnung“.
(41)

Im Netz gibt es nicht unbedingt jemanden, der sich als Hausherr betätigt und sich darum kümmert, dass Regeln eingehalten werden.

So die Aussage von der Befragten. Sie schließt damit aus, dass es auch Selbstregelungstendenzen geben kann. In der Ökonomie eine gängige Auffassung, dass sich der Markt alleine regeln kann, gibt es dieselbe Vorstellung nicht für demokratische Vorgänge. Viele Befragte haben ein eher halbherziges Verständnis von Selbstregelung. Es wird ein geführtes Modell des Diskurses bevorzugt, Struktur für das Soziale von einem übergeordneten Standpunkt aus vorausgesetzt. Wie aber gelangt nun Struktur in einen Raum überhaupt hinein? Offensichtlich reicht Materialität (bzw. der Bezug auf Materialität) allein nicht aus, um strukturierte Räume hervorzubringen. Schauen wir uns daher den Prozess der Herstellung von Raum am Beispiel des Internets einmal genauer an.

„Ein idealer Raum ist abschließbar und gemütlich. Man hat die Option nur bestimmte Leute zu treffen. Im Netz ist das ähnlich wie in der Realität. Räume im Netz sind virtuell abgeschlossen, also nur zugänglich für eine bestimmte user-Gruppe.“(17)

Hier zieht der Nutzer eine Parallele zwischen der Abschließbarkeit von materiellen Räumen und Gemütlichkeit. Der ideale Raum lässt nur bestimmte Leute hinein. Hier ist also Vorstrukturierung gefragt, die auch im Netz vorgenommen wird. Der Zugang wird zwar virtuell, also über die Technik geregelt, hat aber denselben Effekt. Manche kommen hinein, manche nicht. In bestimmten Zusammenhängen kann das sogar noch intensivere Formen annehmen als im materiellen Bereich.

„Communities schaffen sich ihren eigenen Raum. Egal, ob in chatrooms, Foren oder Newsboards, die Vorstellung von Raum entwickelt sich automatisch, sobald man die Personen, die auf der speziellen site des Öfteren anzutreffen sind, näher kennt. Dies geht mitunter soweit, dass Neue gemobbt oder zumindest links liegen gelassen werden, speziell wenn in einem solchen Raum ein starkes Zugehörigkeitsgefühl herrscht.“(19)

Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe führt dazu, dass sich Internetnutzer gegen andere hinzukommende abgrenzen. Dieses Verhalten lässt sich im Internet genauso beobachten wie in materiellen Räumen. Das Medium verhilft eben nicht per se zu mehr Gleichheit und Toleranz, wie es eigentlich nach dem Filtermodell denkbar wäre. Die sozialstrukturellen Merkmale sind nicht sichtbar und sollten daher keine Rolle spielen. Die ideale Voraussetzung ist geschaffen, ein buntes Durcheinander von Leuten ohne Vorurteile zu ermöglichen. Die Mischung macht es aber eben nicht. Menschen neigen dazu, sich ihre Strukturierung auf jeden Fall zu besorgen, wenn es geht. Nur unter ganz strengen Vorgaben kann man die Neigung unterdrücken.

Das Sprichwort Gleich und gleich gesellt sich gern, ist durchaus ernst zu nehmen. Die Studentengruppen, die sich in dem MUD Silberland aufhalten mussten, haben dies am eigenen Leib oder Avatar erfahren. Das höflichste Verhalten der Teilnehmer war Nichtbeachtung. Doch nun zurück zu der Strukturierungstendenz im Internet. Ein großer Teil der Befragten stammt aus einer Gruppe, denen man recht viel Toleranz zugestehen sollte, Nutzer von Bürgerbeteiligungsforen zeichnen sich durch eine hohe demokratische Grundeinstellung aus. Die befragten Moderatoren haben zusätzlich eine professionelle Verpflichtung zur Toleranz und eine Präferenz der Mischung. Gerade diese Befragten sollen also denkbar wenig Tendenz zur Differenzierung durch den Raum erkennen lassen. Doch die Interviews zeigen, dass auch diese Gruppe den virtuellen Raum strukturiert haben möchte, um eine Abgrenzung zu erhalten, die nicht nur der eigenen Wahrnehmung dient. Sie reproduzieren den bekannten Sozialraum im Internet.

Der virtuelle Raum bietet Möglichkeiten, die es im materiellen Raum nicht gibt. Internet ist für mich ein Medium das uneingeschränkte Möglichkeiten bietet. Es ist, meines Erachtens, repräsentativ für unsere globale Gesellschaft. Jeder hat die Möglichkeit mit jedem zu kommunizieren, egal auf welchem Kontinent, in welchem Land oder in welcher Stadt sich dieser befindet. Auf der einen Seite denke ich, dass Internet nicht räumlich ist, weil es jegliche Wände, jegliche Grenzen zerstört. Auf der anderen Seite bin ich der Meinung, dass das Internet in gewisser Weise dem Menschen die räumlichen Aspekte bieten kann, z. B. in einem Chatroom, in dem ganz klare Raumgegebenheiten herrschen. Meine Meinung ist also ambivalent. Zum einen betrachte ich das Internet als eine raumlose, grenzenlose, riesige Plattform, die zu Orientierungslosigkeit bei den Usern führen kann. Zum anderen jedoch als einen Raum, in dem der User die Möglichkeit hat sich und seine Umgebung zu definieren, was ihm gewünschte Sicherheit bietet.(3)

Hier kommt die Ambivalenz in der Wahrnehmung oder Erfahrung des Internet sehr gut heraus. Das Internet ist strukturell gesehen eine Alternative zu den durch und durch hierarchisierten Räumen im materiellen Bereich. Es hebt Grenzen auf, es zerstört sie sogar. Doch die Umgebung muss definiert werden können, wie die obere Aussage nahe legt. Diese Definition geschieht in Bezug zu sich selbst. Das Selbst des Nutzers steht in enger Bindung zu der Umgebung, im Falle des Internet besteht die Umgebung eindeutiger nur aus den Menschen, die den Raum bilden, da keine Materialität besteht, sogar nur aus der Kommunikation der Menschen.

„Einige Menschen wie ich sehen den „Raum“ noch vor uns und projizieren ihn auf das Internet. Andere Leute können dies nicht. Ich kann es ja auch nur bei zwei Aspekten. Für alle Websites einen Raum zu empfinden wäre unmöglich. Das Internet kennt ja keine Grenzen mehr. Es existiert soviel Inhalt in dem Netz, dass ein Raumdenken schlicht unmöglich gemacht wird. Wie soll ich mir das vorstellen? Allein die Größe? Ich denke der Mensch will sein Raumdenken überwinden, weil es einfach unkomplizierter ist. Auch aufgrund der großen Vielfalt schlicht unmöglich.“(4)

Bei den zwei Aspekten sind Kommunikationsmöglichkeiten gemeint, die die Vielfalt des Internet, analog der Vielfalt der materiellen Welt auf einen Ausschnitt begrenzen. Doch eigentlich ist es ein erstrebenswertes Ziel, ohne diese einengenden Grenzen zu leben und zu kommunizieren. Es könnte vereinfachen, ist aber aufgrund der Komplexität schlicht unmöglich zu leisten. Menschen brauchen die Orientierung mit Hilfe von Räumen, um die vielen Leute unterscheiden zu können. Sich unterscheiden und Bedeutung haben kommt hierbei auf das gleiche hinaus. Es scheint sehr wichtig zu sein, Menschen lokalisieren zu können. Nur so kann man die Distanz zu ihnen schätzen, die man überwinden muss. Im Internet prinzipiell völlig egal, empfindet der Nutzer trotzdem Nähe und Distanz, die räumlich ausgedrückt werden muss.

„Im Internet finde ich auf alle Fälle Chats oder MUD räumlich, weil dort wirklich quasi Personen sich in einem Raum treffen und miteinander reden bzw. etwas erleben. Mir hilft es im MUD oder im Chat besser meine Spieltaktiken nachzuvollziehen oder im Chat hilft es mir, die vielen Leute doch unterscheiden zu können, aufgrund der Räume. Da weiß ich: aha, Linda war in der Lobby, Mike im Café, Aber selbst andere Seiten z. B. Suchmaschinen entpuppen sich als räumlich. Auf der ersten Seite werden meine Suchbegriffe angezeigt und wenn ich einzelne Links anklicke durchwandere ich andere Räume bzw. angrenzende Zimmer.“(4)

Hier haben wir wieder die Ordnung, die man braucht, um sich zurecht zu finden in einer neuen Welt, um Dinge zu erfassen. Doch in dem Begriff der Ordnung steckt immer auch der gesellschaftliche Aspekt. Raum ist im Internet eindeutig etwas Soziales

„Das Internet ist bei Chats z. B. vergleichbar mit CB Funk. Auch im CB bilden sich avatare aus und man ist in einem sozialen Raum, der in den Gedanken, vor dem inneren Auge entsteht. Raum ist immer im Internet etwas Soziales, was durch die Interaktion mit anderen Usern oder mit der Interaktion von Usern geschaffenen Dokumenten wie Mails oder Orten, Webpages entstehen, soziales Internet ist für mich Cyberspace, eine Metawelt, die parallel zur realen offline-Welt entsteht. Der ideale Raum im Web ist angenehm, da er sozial bedingt ist, er ist zeitlos, da man die Zeit vergisst und er hat nur eins: Er hat einen Selbstzweck, er ist also Kunst.“(15)

Im Internet hat der Raum einen Selbstzweck, er ist Kunst, wie der Befragte sagt. Er ist also nicht ganz vergleichbar mit materiellem Raum. Hier ist das Soziale im Vordergrund,

da die Materie nicht vorhanden ist und das Soziale für die bewusste Wahrnehmung scheinbar verdeckt oder verschleiert. So entsteht eine Metawelt, die durch die Interaktion der Nutzer getragen ist. Der soziale Raum entsteht vor dem inneren Auge, was aus der Perspektive der Schwingung oder des konduktiven Raums durchaus auch in materiellen Räumen erfahrbar sein kann. Materialität kann als soziales Gedächtnis fungieren, wie wir bereits wissen. Im Internet wird das Soziale unmittelbar erfahrbar, gerade weil die Raumerfahrung durch das Medium vermittelt ist. Hier ist erfahrbar, dass und wie die Grenzen geschaffen werden, die die Entfaltung begrenzen. Der Raum begrenzt uns selbst, wie ein Nutzer sagt. Im Internet sind die Grenzen genauso konstruiert wie im materiellen Bereich, doch nimmt man dies besser wahr. Sie sind über Kommunikationen der Menschen begrenzt. Hier zeigt sich, dass die Interaktion zwischen Metapher und Bezeichnetem eine Eigendynamik entfalten kann. Die Übertragung von Eigenschaften ist keine Einbahnstraße. Es entsteht ein neues semantisches Feld. Das Internet hat Eigenschaften, die sich mit der Raummetapher nicht abbilden lassen. Raum und Internet erhalten also gleichermaßen neue Bedeutungen. Sie beeinflussen sich wechselseitig.

„Im Internet brauche ich den Raum nicht zu überwinden, da er mir ja den Komfort bietet, den ich brauche.“ (20)

Auf die Frage, wie sie den idealen öffentlichen Raum beschreiben würde antwortet eine Nutzerin:

„Das ist ja wie im alten Griechenland (lacht), den idealen Raum... Da habe ich wahrscheinlich zu viel gelesen. Da fällt mir gleich der antike Marktplatz ein mit den Säulenreihen und den Geschäften an den Seiten und dann hatten die früher lauter Skulpturen aufgebaut auf den Plätzen, so dass man die Kunst da bewundern konnte und gleichzeitig war es auch ein Versammlungsort. Man konnte handeln und kaufen, gleichzeitig fand die Kunst dort statt, man hat sich versammelt oder auch erholt. Es gab ja auch solche Plätze mit Säulenreihen wiederum, wo man sich vielleicht mal unterstellen kann. Es muss auch windgeschützt sein und einfach kulturell angenehm.“(44)

Der ideale Raum muss vielseitige Tätigkeiten ermöglichen. Die Tätigkeiten, die die Befragte aufzählt, sind alle im Internet möglich. Es scheint, als wäre das Internet prädestiniert dazu, als idealer öffentlicher Raum zu dienen. Auf die Frage, ob die Aspekte auch im Internet repräsentierbar sind, antwortet sie:

„Also im virtuellen Raum? Ja sicher, das muss ja nicht so ein abgeschlossener Raum sein. Das Internet funktioniert ja auch anders, das ist ja eine Vernetzung, das funktioniert ganz anders als ein abgeschlossener Platz. Das lebt ja von der Vernetzung, dass man von einem zum anderen kommt und dann wieder zurückfindet. Also die Vervielfältigung der Möglichkeiten.“(44)

Diese Einstellung lässt sich bei einigen Befragten feststellen. Dies sind auch diejenigen, die die Raummetapher nicht brauchen, um das Internet zu beschreiben oder wenn, dann nur im Zusammenhang mit der Kommunikation. Die Strukturierung und Differenzierung ist für diese Nutzer nicht notwendig.

„Ich brauche die Vorstellung eigentlich nicht. Vielleicht auch, weil wir das Internet gewöhnt sind oder gewöhnt, mit anderen Welten zu reden.“(45)

Der ideale Raum bietet aus Sicht der Nutzer Platz für alle und darf niemandem gehören. Doch ist er vorhanden, ist bei manchen auch der Wunsch nach mehr Struktur und Besitzrechten die Folge. Die Tendenz zur Privatisierung im Netz entwickelt sich ähnlich wie im materiellen öffentlichen Raum. Auch hier wird aus einem Unsicherheitsgefühl und dem Empfinden von Unordnung Wert auf private Kontrolle gelegt (vgl. Sztompka, 1995). Auch Tendenzen in jüngster Zeit zu immer mehr Eingriffen in das etwas freiere Geschehen im kommerziellen Bereich des Internet gehen auf dieses Konto. So ist beispielsweise die steigende Zahl von Abmahnungen an ebay-Verkäufern zu interpretieren. Man kann letztendlich den virtuellen Raum ähnlich wie den materiellen Raum in verschiedener Weise nutzen, um mit Nähe und Distanz zu spielen. Nur oberflächlich ist das der Wunsch nach thematischer Strukturierung oder inhaltlicher Ordnung. Viele Aussagen lassen sich auch in eine Richtung interpretieren, die Differenzierung damit verbindet. Die Suche nach ebenbürtigen Partnern, nach gleichen Interessen ist diesen Nutzern wichtiger als Durchmischung oder gar Nivellierung. Wenn schon gemischt wird, dann muss es zumindest Auseinandersetzungen geben. Die Auseinandersetzung erfolgt aber aufgrund von Vorinformationen, die man über die Gesprächspartner im Netz nicht unbedingt hat. Das Internet bietet Komfort und baut somit keine Grenzen auf. Aus der Sicht der Nutzer ist das Internet in manchen Zusammenhängen ein idealer Raum, sofern keine Besitzrechte verteilt werden und

virtuell abgeschlossen werden, was bedeutet, dass nur bestimmte Nutzergruppen zugelassen sind. Allerdings gilt dies bei einigen nur für die individuellen Ansprüche. Ob andere ausgeschlossen werden, ist nicht immer das Kriterium, sondern nur der eigene Ausschluss zählt. Dies erfahren die Studenten, die zum ersten Mal in ein textbasiertes MUD geschickt werden, am eigenen Leib.

“Wie gerne würde man mit denen interagieren. Doch selbst wenn man durch Zufall einen Mitspieler gefunden hat, besser gesagt man wurde von ihm gefunden, kann man nur selten wirklich mit ihm kommunizieren oder ihn gar in Handlungen verwickeln.”(27)

Sie kämpfen darum, überhaupt wahrgenommen zu werden, können sozusagen nicht kommunizieren, da sie sich nicht auskennen und nicht bekannt sind. Noch schlimmer als im materiellen Raum, den man zum ersten Mal betritt, gibt es nicht einmal optische Anhaltspunkte über die anwesenden Personen, kein Lächeln, keine Geste, auf die man reagieren könnte. Das führt dazu, dass man innerhalb eines MUD nicht existent ist, wenn die anderen einen nicht wahrnehmen. Das bedeutet, dass die Existenz komplett von der Kommunikation abhängig ist, so wie es in der Systemtheorie Luhmanns dargestellt ist. Es ist daher nur naheliegend, dass man den Raum besser aktiv erschafft als sich diesem Zustand auszuliefern. Eine räumlich manifestierte Vorstrukturierung erleichtert die Selbstwahrnehmung erheblich und reduziert die unübersichtliche Kommunikation um Einiges. Dies gilt genauso für Bürgerbeteiligungsforen.

„Also ich bin eigentlich dafür, dass man am Anfang wirklich ein ganz offenes Format wählt. Dass die nächsten Phasen dann, vielleicht reichen auch zwei Phasen dann aus, eher strukturierter werden. Ich glaube man braucht schon Startfragen, es soll nicht ganz wie ein leerer Raum erscheinen, aber es sollte möglichst viel Platz für die Themen der Bürger sein, deshalb darf man nicht so viel vorstrukturieren.(43)

Für die Moderatoren ist es immer noch ein ungelöstes Problem, dass Vorstrukturierung nicht nur Ordnung im Sinne von Sortierung von Beiträgen erzeugt, sondern, ganz aktiv gesteuert werden kann, in welche Richtung die Beiträge gehen. Hier hat sich interessanterweise auch die software, die für Beteiligung genutzt wird zu mehr Steuerungsmöglichkeiten hin entwickelt. Früher hat man sich eher am Ideal der freien Kommunikation orientiert. Mittlerweile gibt es immer mehr Funktionen, die das ergebnisorientierte Eingreifen in die Diskussion ermöglichen. Der Moderator erhält somit die Möglichkeit, steuernd einzugreifen. Ein befragter Moderator hält das für problematisch: Die Themen müssten dann auch aufgenommen werden oder eben nicht.

A: Das kann auch vorkommen, da hat man eine ziemliche Macht als Moderator, das stimmt. Das ist für mich auch ein ungelöstes Problem. Denn wenn sich jemand beschwert, ist es so, dass die anderen Teilnehmer nicht zwangsläufig etwas davon erfahren. Man könnte die Beschwerde ja immer löschen...und wenn sich jemand darüber beschwert, das könnte man dann auch wieder löschen usw

F: Genau, da kann man sozusagen ganze Stränge mundtot machen.

A: Ja, theoretisch schon. Den Zweifel der Personen könnte man nur entkräften, indem sie selbst teilnehmen und merken „es geht“. Sie können ihre Meinung äußern. Zukunftsmusik wäre dann eine Art Ehrenkodex, eine Kontrolle oder gar eine Software, die kontrolliert, was die Moderatoren machen und für die Teilnehmer abbildet.(43)

Man hat als Moderator immer eine gewisse Macht über den Verlauf der Kommunikation, die umso größer mit steigenden technischen Restriktionsmöglichkeiten wird. Einige können das leichter akzeptieren als andere. Es bleibt jedoch die Unsicherheit über die Einschätzung.

„Also, dass du die Unterschiede auch wirklich wertschätzt und zu Wort kommen lässt. Wenn du zu viele Selbstdarsteller hast, dass hast du nicht die Sicherheit, dass die verschiedenen Sachen auf den Tisch bekommst. Also beim Netz habe ich halt das Problem, dass du einfach nicht weißt, wer da auf der anderen Seite sitzt. Also eine Gruppe von Leuten moderieren, denen ich nicht in die Augen gucken kann, damit hätte ich ein Problem. Da kommen Namen, und du vermutest, das ist der und der, aber du weißt es einfach nicht. Das können Leute aus der Stadtverwaltung sein, die sich gerade einloggen.“
(49)

Der Anfang der Aussage geht auf die Wertschätzung der Unterschiede ein, die Raum bekommen sollen. In der Rolle als Moderator wird dies unter Kontrolle gehalten. Man lässt sie zu Wort kommen, animiert Bürger, sich zu artikulieren und hält Selbstdarsteller im Zaum. Jedoch fehlt ein gutes Stück Kontrolle, wenn man definitiv nicht weiß, mit wem man es zu tun hat. Das Argument ist nicht ganz schlüssig, wenn man bedenkt,

dass die Beiträge der Internetnutzer im Forum sogar mit mehr Aufmerksamkeit gelesen und einsortiert werden können, als das in face-to-face Situationen je möglich wäre. Die Reaktion darauf ist aber trotzdem schwieriger, da eine nonverbale Grundlage der Reaktion fehlt. Die Hintergrundinformationen dienen dem Moderator auch dazu, eine Einschätzung der Leute vorzunehmen, deren Dialog er gestalten und steuern will.

„ich würde mir ungern den Prozess aus der Hand nehmen lassen. Aber bestimmte Steuerungsmöglichkeiten oder Kleingruppen, wo jeweils ein Bürger die Kleingruppe moderiert, das kann ich mir vorstellen.“(49)

Die Steuerung ist ihm wichtig und der Befragte ist sich auch darüber bewusst, dass man damit stark manipulieren kann. Die Verantwortung nimmt er aber gerne auf sich. Die Moderatoren sind sich alle darüber bewusst, dass sie mit ihrer Macht spielen müssen, was sich ihrer Meinung nach nur durch eine professionelle Haltung umsetzen lässt.

„Man muss ein Grundhaltung entwickeln und die professionell umsetzen. Sprich, man muss, wenn man moderiert, zuhören können, sich angreifbar machen aber trotzdem zeigen, dass man das Heft in der Hand hält, was den Prozess angeht. Den Prozess bestimmt mehr als in einem Mediationsverfahren auf jeden Fall der Moderator. Das heißt aber nicht, dass er nicht auf die Anliegen der Leute eingeht. Er muss also beides machen. Er muss strukturieren helfen, aber gleichzeitig auch offen bleiben für Veränderungen. Er muss vor Allem kritisierbar sein. Das ist ein bisschen schwierig, wenn man persönlich angegriffen wird, damit umzugehen(...). Unparteiisch gegenüber Sachen ist man als Moderator nie. Man muss sich aber neutral verhalten und das glaubwürdig machen. Es gibt immer Sachen, die ich genauso gut finde oder genauso schlecht, aber ich muss mich neutral verhalten. Und wenn das angezweifelt wird, und das tun Teilnehmer, dann muss man das reflektieren und wenn das stimmt, dann muss man das im Forum öffentlich sagen, dass man das nicht wollte und dass es so war. Es kommt auch bei anderen Moderationen vor, dass eine Karte irgendwo hingeht, obwohl indirekt signalisiert wurde, dass die da gar nicht hin soll. Dann muss die halt zur Not wieder abgehängt werden. Eigentlich auch ganz einfach.

F: Das stand ja auch in den Regeln für die Nutzer, dass man nachfragt, wenn man das Gefühl hat, nicht verstanden worden zu sein. Das können Moderatoren ja auch.

A: Wenn man selber die Codierung nicht versteht, wenn man den Inhalt nicht kennt bei schwierigen Nachrichten. Da, wo man glaubt, dass sie zu Missverständnissen führen können oder wo sie vielleicht ganz verborgen sind, dass man da eben nicht sofort antwortet, sondern einen Kollegen holt und um Rat bittet. Es gibt natürlich auch Fälle, wo man einen Beitrag sofort raus nimmt und dann bilateral was klärt. Ist aber wie gesagt selten. Kommt auf das Thema an. Ich denke auch eine gute Moderation kann bei einem sehr wertbehafteten oder sehr konfliktträchtigen Thema, also da werden einfach mehr Konflikte auftreten, ist auch in Ordnung, da wird man mehr zu tun haben als bei anderen Konflikten, wo es eher um Ideenwettbewerb und solche Dingen geht, wo es einfach auch ein Spaßfaktor auch ist. Je konfliktträgiger ein Thema ist, umso mehr muss halt ein Moderator ganz stark durch Anwesenheit und Regeldurchsetzung den Prozess strukturieren. Das ist so.(47)

Je konfliktgeladener die Diskussion ist, desto stärker kommt der Wunsch nach Struktur, Führung und Regelung zum Vorschein. Das Problem scheint für die Nutzer aber nicht ohne eine gewisse Hierarchie lösbar zu sein. Auch hier wird Selbstregelung von vornherein ausgeschlossen, natürlich immer mit Blick auf den Schutz der Minderheiten und Schwächeren.

F: Gut. In dieser Beobachtung kam jetzt von deinerseits, ob sich jemand anderes als so ein normalen Kommunikationsplatz im Grunde hervortut. Gibt es da andere vielleicht Hierarchien oder Strukturen, dass man sagt es sind immer solche Leute, die besonders auffallen und die das Ganze bestimmen?

A:: Also ich kann das nicht vergleichen mit „Face-to-Face“ Veranstaltungen, da ist nämlich meine Erfahrung sehr begrenzt. Ich habe zwar auch Moderationserfahrung, aber nicht in dem Zusammenhang. Ich habe noch nie eine Bürgerversammlung moderiert, deswegen kann ich das schwer sagen. Ich habe mal eine beobachtet. Also ich würde sagen, dass es auch immer so bestimmte Personen gibt, die sehr viel schreiben. Wenn ich es jetzt genau wüsste, das weiß ich ja leider gar nicht. Man muss da, finde ich, aufpassen, dass man den Vielschreibern nicht zu viel Platz lässt.

F: Auch wieder welche, die sich gut ausdrücken bei den Vielschreibern. Das lässt darauf schließen: hohe Bildung, hohes Bildungsniveau.

A: Ja, würde ich sagen. Hohes Bildungsniveau und sehr gute Medienkompetenz. Z.B. bei dem Hamburger-Projekt, da wurden auch Teilnehmer geworben. In Hamburg gab es so was wie eine Onlinecommunity, da konnte man auf Hamburg.de persönliche Webpages reinschreiben und die Leute, die das gemacht haben, haben da so eigene Gemeinschaft gegründet, eine Onlinecommunity. Und davon waren auch einige in diesem Forum drin und haben so ganz salopp geredet und gewitzelt mit Ironie. Das war nicht so einfach, man musste sich dafür sorgen, dass es hier eine öffentliche Versammlung ist und kein Privatklub oder ähnliches. Also der Schreibstil, da haben wir öfter einige ermahnt. Und einige von denen waren über die ganze Zeit sehr aktiv am schreiben. Auch sehr lange Diskussionsbeiträge haben sie geschrieben und teilweise auch kritische Beiträge, aber es hat auch was für sich gehabt, dass es welche gibt, die so viel schreiben. Das fördert die Wahrscheinlichkeit, dass auf Beiträge geantwortet wird. Man sollte es nicht unbedingt verdammen. Sie schaffen auch so eine Art Klima. Wenn es so Personen gibt, die so alle so ein bisschen verbinden, also es müssen natürlich Leute sein, die möglichst auf andere auch antworten. Dann kann es ein bisschen zusammen zu so einer Kohärenz in der Diskussion führen. Wobei diese Gruppenbildung, wie gesagt häufig nicht so klar erkennbar ist, nicht so leicht zu erkennen. Das glaube ich wirklich, dass das ein Unterschied ist, denn bei einer Versammlung in einem Raum kann man klar sehen, wie sich schnell Lager bilden. Aber das ist Online nicht so ganz klar.(43)

Die Einordnung in Gruppen ist im Internet nicht ganz so klar wie im materiellen Raum. Da hier die sozialstrukturellen Merkmale nicht offensichtlich sind, können Gruppen, die durchaus die gleichen Homogenisierungstendenzen haben, sich nicht so leicht erkennen. Lager bilden sich auf andere Weise. Sie müssen aktiv über die Kommunikation hergestellt werden, da die Teilnehmer zunächst in eine topologische Form des sozialen Systems eintreten. Sie kommunizieren in eine leere Mitte. Die Menschen müssen Wortbeiträge miteinander verbinden, um Zentren und Peripherien herzustellen. Es scheint, als zeichnen sich hierbei andere Wortführer im Internet ab, als in materiellen Räumen. Hier spielt die Medienkompetenz zusätzlich zu den kommunikativen Fähigkeiten eine große Rolle. Es können sogar Menschen sein, die ansonsten eher als Störer empfunden oder gar nicht wahrgenommen werden. Fundierte und konstruktive Beiträge, die auf andere eingehen können, haben das meiste Gewicht bei der Strukturierung des virtuellen Raums.

F: War so etwas zu spüren, dass sich bestimmte Arten durchgesetzt haben, vom Stil her?

A: Irgendwie Beiträge, die greifbar geschrieben waren. Das hat natürlich schon Auswirkungen, wenn jemand monatelang an etwas schreibt, das wird aber nicht unbedingt beachtet. Das ist ja auch gerade das Schöne am Internet, dass so Fensterredner, die da ihre Reden schwingen, einfach weggeklickt werden können. Wenn sich jemand Gehör verschaffen will, dann macht er das nicht, indem er laut redet, sondern indem er kurz und prägnant redet. Und solche Beiträge werden dann auch wahrgenommen. Das erfordert auch eine gewisse Medienkompetenz. Auch dass man eine gute Titelzeile wählt...(46)

Hier betont der Befragte, dass im Internet eine Möglichkeit besteht, die materielle Räume nicht so leicht bieten: Das Wegklicken. Gehör verschafft man sich also nicht durch Fensterreden, wie er es ausdrückt. Das Argument muss überzeugender sein als die Lautstärke und der Tonfall, die es schlichtweg nicht gibt. Doch dies darf nicht dazu verleiten, das Internet deswegen als demokratischer per se zu definieren. Machtunterschiede gibt es auch hier. Sie sind jedoch anders.

A: Da gibt es ganz klar Hierarchien und es ist auch klar, dass es ein selektives Angebot ist. Abgesehen davon, dass nur bestimmte Leute in das Forum reingehen, gibt es auch innerhalb des Forums eine Selektion. Zwischen denen, die sich mit dem Medium gut auskennen, die kein Problem haben zu schreiben und zwischen denen, die sprachlich schwach sind. In Esslingen 2 hat es auch einen Beitrag von einer Schülerin mit schwachem Deutsch gegeben. Das wurde dann öffentlich kritisiert. Die war weg, hat sich nicht mehr beteiligt. Da ist ganz klar, dass da Machtunterschiede durch die Sprache und den Text entstehen können.(47)

F: Kann man als Moderator darauf einwirken, dass das nicht passiert?

A: Man kann kritisieren, dass das kritisiert wird. Das haben wir auch gemacht, aber die Teilnehmerin war trotzdem weg, wir haben auch versucht, sie persönlich anzusprechen, aber sie hat sich nicht mehr gemeldet. Klar kann man dagegen was machen. Man kann auch selber die Strategie wählen, selber Rechtschreibfehler einzubauen, also absichtlich was falsch zu machen, bzw. wenn man merkt, das man was falsch hat, es eben nicht korrigiert. Da zeigt man eben... das ist so.

F: Das ist o.K.

A: Genau. Ja, auch bei der computervermittelten Kommunikation äußern sich natürlich die menschlichen Tiefen, die man auch als Moderator nur teilweise ausgleichen kann. Das ist ganz klar. (47)

Die menschlichen Tiefen zeigen sich auch im Internet, wie es der Moderator ausdrückt. Die Metapher der Tiefen stellt eine gute Analogie zu räumlichen Metaphern her. Die Tiefen drücken einerseits den boshaften unbewussten Anteil der Natur des Menschen aus. Andererseits lassen sie sich auch mit der Analogie der sozialen Strukturierung umschreiben. Menschen befinden sich auf unterschiedlichen Ebenen und nehmen dies auch über die Sprache wahr. Diese Dinge lassen sich durch den Moderator nur schwer ausgleichen, der Diskurs hat seine eigene Dynamik, seine Machtstruktur und seine Differenzierungen. Und sogar die geschulten Moderatoren müssen sich davor hüten, eine Selektion vorzunehmen.

„Kritisch bei so einem Verfahren ist die Frage, wer bewertet denn welches Argument. Das ist so ein bisschen ein Balanceakt, wo man dann als Moderator damit spielen muss, dass aber auch nicht darf und da sehr viel Fingerspitzengefühl entwickeln muss, wieweit ein Argument auch von den anderen Diskutanten akzeptiert wird und weitergeführt wird. Da muss man sich immer den Argumentationsast anschauen und analysieren, ob das ein Argument ist, das möglicherweise dieselbe Person unter anderem Namen noch Mal eingebracht hat oder ist es eben wirklich eine aufeinanderfolgende Argumentationskette, die sich weiterentwickelt hat. Wenn das aber so hoch ist, werden Leute abgeschreckt, dann gibt es so Stimmen wie: Ja finden wir ganz interessant, haben wir alles gelesen und wollen auch eigentlich mal was schreiben, aber wir kommen nicht dazu. Die hatten dann Angst. Da haben wir als Moderatoren ein bisschen darauf geachtet, mit der eigenen Schreibweise entgegen zu wirken, so ein bisschen flapsig zu schreiben und so. Es hängt natürlich auch ein bisschen mit dem Thema zusammen.“(43)

Die Gratwanderung zwischen Lenken, Motivieren und Beeinflussen ist ein Problem der aktiven Moderation. Die Technik kann diesen Konflikt zusätzlich erschweren. Die Möglichkeiten, technisch zu manipulieren sind noch vielfältiger und sehr verführerisch. Allzu leicht gerät man als wohlmeinender Moderator in die Falle, den Prozess stärker zu steuern als vielleicht gut wäre und bestimmte Ausgrenzungen vorzunehmen. Dies wird dann häufig mit dem Minderheitenschutz nachrationalisiert.

„Andererseits ist es halt auch so, dass Bürgerbeteiligungen nicht die Beteiligung des Mobs sind. Bürger sind ja viel gut situierte, könnte man ja auch sagen. Aber eben diejenigen, die an den politischen Entscheidungsprozessen nicht direkt beteiligt sind. Die sind ja auch in solchen Wissensprozessen eine wertvolle Ressource. Wenn es darum geht, am Alex die verschiedenen Nutzungsarten zu konstituieren, dann ist es natürlich wichtig, alle Nutzer zu beteiligen. Aber wenn alle Nutzer des Alex bedeutet, dass nur die nicht ausgebildeten ihn nutzen, dann verdrängt man die, die auch den Alex nutzen wollen, die ihn als urbanen Platz wollen.“(46)

Dies klingt schon etwas anders als bei einer Befragten, die eine wirkliche Mischung bei Diskussionen haben will.

„Der andere Faktor, wie komme ich an die Menschen heran, da zähle ich jetzt nicht nur Jugendliche dazu, sondern auch den erwachsenen Alkoholiker oder die arbeitslose Frau, die sich da auf den Platz setzt und ihren Tag verbringt, wie komme ich an solche Menschen dran und bringe sie mit dem Medium Internet zusammen, das ja für sie wirklich eine andere Welt ist?“(44)

Die Kunst des Moderators ist es, den Nutzern den Unterschied zwischen Privatclub und öffentlichem Raum für Diskussion klarzumachen. Denn wenn das Internetforum als Privatraum angesehen wird, sind die Reaktionen anders als im öffentlichen Raum. Es zeigt sich, dass virtuelle Räume in Form von Internetforen sowohl als Privatraum als auch als öffentlicher Raum interpretiert werden können. Und was muss der Raum für Funktionen bieten?

A: Er muss Kreativität ermöglichen. Er darf nicht zu sehr ablenken, nicht zu sehr in eine Richtung weisen. Er muss gut erreichbar sein.

F: Und lässt sich das im Internet repräsentieren?

A: Wo fühlt man sich wohler als bei sich zu Hause? Es kommt natürlich darauf an, wie man sich das einrichtet. Ich habe extrem viel Platz, einen großen Bildschirm, einen bequemen Stuhl. Ich gucke mir immer gern die Computerarbeitsplätze von verschiedenen Leuten an, bei meinen Freunden so...Manche haben den Computer in einer dunklen Ecke im Schlafzimmer, manche haben es mehr so als Altar aufgebaut. Je nach dem können dann Leute im Internet Funktionen nachbilden, die sie in materiellen Räumen auch haben.

F: Und wie viel Gewicht hat das, was man auf dem Bildschirm sieht?

A:Naja, alles, was im Oberbewusstsein vorhanden ist, kommt vom Bildschirm.

F: Beeinflusst der materielle Raum das Verhalten der Menschen stärker als der virtuelle?

A: Naja, der materielle Raum bietet ja eigentlich nur eine Aufenthaltsmöglichkeit. Was die Menschen dort machen, ist ja komplett frei...rein technisch gesehen sind die Restriktionsmöglichkeiten im virtuellen Raum viel höher.(46)

Es ist ein besonderes Spezifikum, dass die Trennung zwischen beiden schwerer fällt als in materiell existierenden Räumen. Dies kann auch aufgrund der Nutzungssituation so sein. Man sitzt häufig zu Hause am PC und begibt sich von da aus in die Interneträume. Der Effekt, dass man den Privatraum in den öffentlichen Raum mit hinein nimmt, kann aufgrund der fehlenden

Materialität zusätzlich verstärkt werden, was der voranstehende Interviewausschnitt dokumentiert. Es bleibt jedenfalls zu beobachten, dass Hierarchisierung und Institutionalisierung in virtuellen Räumen nicht nur möglich ist, sondern teilweise sogar forciert wird.

6.5

Typen

Der Globale

Der befragte Teilnehmer am Alexforum stellt sich als Weltbürger dar, der nicht nur virtuell sondern auch materiell in der Welt herumkommt. Er definiert sich und seine Umgebung über Dynamik und das Spiel mit Abwechslung. Licht und Schatten, Geschlossenheit und Offenheit, Mischung und Bewegung sind charakteristische Symbole für die Dynamik, die er sich vorstellt. Grenzen sind dazu da, Anhaltspunkte zu geben. Räume gestaltet man oder verlässt sie. Die Dinge im Raum oder auf Plätzen dienen dem Mensch, sollen Kommunikation anregen. Für ihn ist ein Tag dann erfolgreich gewesen, wenn er ein gutes Gespräch hatte. Vom Raum erwartet er Anziehungspunkte, kulturelle Mischung, Energie, Erlebnisse, die verbinden können. Öffentlicher Raum muss pulsieren wie eine Blutbahn und verschiedene Tempi haben. Er möchte öffentliche Räume ohne Schwierigkeiten betreten können und überschauen. Er möchte alles im Blick haben und nimmt dabei auch in Kauf, dass er selbst beobachtet werden kann, da das Ziel Kommunikation nur so erreicht werden kann. Er möchte ins Gespräch kommen und das geht über den Raum.

Hierbei ist die Atmosphäre wichtig, die man vorfindet, aber auch Themen, die der Raum bietet, um sich darüber zu unterhalten. Ein grenzenloser Raum ist dem Globalen zu langweilig. Er braucht die Differenzierung und Flexibilität, um sich selbst zu spüren und etwas zu erleben. Raum muss erlebbar sein, was nur über Grenzen geht. Im Internet fehlt ihm zuweilen die Differenzierung und Struktur. Obwohl er keine Schwierigkeiten damit hat, das Internet als Raum zu sehen, indem er sich aktiv die fehlenden Informationen vorstellt, fühlt er sich in Foren und chatrooms nicht wohl. Im fehlt das Thema, das gleiche Interesse, der Anlass zu kommunizieren. Von einem öffentlichen Raum wie dem Alexanderplatz erwartet er, dass eine interessante Mischung da ist, er muss von allen genutzt werden können, rund um die Uhr. Er muss einladen. Ein Raum muss gestaltbar sein und sich den Bedürfnissen anpassen. Interessanterweise verlässt er das Forum sehr schnell. Es scheint, als könnte er dort nichts gestalten, denn ansonsten kann er sich durchaus wohlfühlen in den Räumen, die er im Internet aufsucht, wenn er „reintauchen“ will und ist zudem ein Schriftfanatiker, wie er es ausdrückt. Es fehlt ihm das gemeinsame Interesse im Forum, wie er sagt und es stört ihn, dass er ziemlich lange braucht, um zu sehen, mit wem er es zu tun hat und wer nur „Mist von sich gibt“. Dies deutet darauf hin, dass er die Mischung, die er auf öffentlichen Plätzen präferiert, als Anregung für sich selbst gerne nimmt. Ohne jedoch die Kontrolle darüber zu haben, mit wem er ins Gespräch kommt, ist ihm ein Diskussionsforum zu undifferenziert und chaotisch. Hier äußert er den Wunsch nach mehr Steuerung und nach

konkreteren Vorgaben. Danach befasst sich der weitere Verlauf des Interviews mit der Übertragung der Raumfunktionen auf das Internet.

Die Kommunikative

Es gibt auch Teilnehmerinnen am Alexforum, die sich durch einen hohen Grad an Toleranz gegenüber den verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen auszeichnet. Für sie ist ein öffentlicher Raum oder Platz ein Lernort für Toleranz, das tolerante Weltbild kann sich nur über die Vielfalt formen. Sie können sich nichts Monotoneres vorstellen als nur die gleiche Sorte von Menschen um sich herum zu haben. Kommunikation lebt von der Konfrontation. Wer immer mit der gleichen Gruppe umgibt, kann sich nicht weiterentwickeln. Öffentliche Räume und Plätze müssen wachsen. Grenzen kennzeichnen private Räume und deren Regeln. Deren Regeln und Grenzen verhindern zuweilen Kommunikation. Daher finden Befragte dieses Typs, dass das Internet hier eine gute Chance ist, die Vielfalt miteinander zu konfrontieren. Das Internet ist somit der ideale Raum, um Kommunikation zu fördern. Machträume können hier nivelliert werden. Der leichte Zugang und der Mut zu Aussagen sind klare Vorteile in ihren Augen.

Der Steuernde

Eine Ausprägung dieses Typs ist Moderator in dem Alexforum. Er sieht viel Innovationsbedarf in Kommunikationsprozessen zwischen Bürger und Verwaltung. Hier kann das Internet viel und bietet die Chance, Institutionen zu verändern. Die Möglichkeiten werden noch gar nicht ausgeschöpft. Für die Moderation von Diskussionsforen hält er Ehrlichkeit und Transparenz für sehr wichtig. Ein Moderator muss seiner

Meinung nach angreifbar sein, gut zuhören und paraphrasieren können, sich reflektieren und sich angreifbar machen. Trotzdem muss er den Prozess führen. Auch im Internet sieht er Hierarchien und Machtunterschiede, die sprachliche Kompetenz und die Medienkompetenz sind hier die Hauptfaktoren, wobei die Moderation ein wenig Einfluss darauf hat, wer wann zu Wort kommt. Er sieht viele Vorteile in der interbasierten Kommunikation, weist aber auch darauf hin, dass man auch die Nachteile kennen muss. Es ist viel Rückversicherung notwendig, die aber auch positiv sein kann. In face-to-face-Kommunikation kann man viel zu schnell einen falschen Eindruck haben. Den Begriff des virtuellen Raumes für Internetforen hält er für eine Übergangslösung, die bald verschwinden wird. Seiner Auffassung nach hat hier nur die soziale Anwendung gefehlt. Das Internet wird ganz normal als realer Raum besiedelt werden und nichts Unwirkliches mehr an sich haben.

Die Fordernde

Eine Befragte dieses Typs ist eine sehr engagierte Frau, die von Bürgerbeteiligung sehr viel hält und viel fordert. Sie legt Wert darauf, die Zugangsschwellen niedriger zu machen. Von öffentlichem Raum erwartet sie grundsätzlich den Austausch, das ungezwungene Gespräch in einer ihr angenehmen Größenordnung. Der Raum als solches muss Nähe herstellen, wo sie es will und gleichzeitig Rückzugsmöglichkeiten, also die Chance sich zu distanzieren geben. Sie braucht Rückversicherung sowohl zur natürlichen Umwelt, zu sich selbst und zu den Menschen, mit denen sie kommuniziert. Von einem idealen Raum erhofft sie sich größtmögliche Flexibilität, sie lehnt hierarchische Strukturen auf Dauer ab, glaubt aber auch nicht an führungslose Diskussionen.

Es können ihrer Meinung nach nicht alle auf einem Level sein. Sie nimmt durchaus sehr subtile Selektion war, die auch in den Räumen begründet sind. Grundsätzlich äußert sie Toleranz gegenüber fremden Menschen, aber eher aus einer sicheren Position heraus, die Situation auch jederzeit beenden zu können. Ihr Verhältnis zur Struktur ist daher als ambivalent zu beschreiben. Für Diskussionen wünscht sie sich Zielsetzung und Struktur. Begrenzung ist ihr wichtig. Das Raumgefühl stellt sich für sie über die anwesenden Menschen ein und ist wichtig beim Zugang in Internetforen.

Diese vier Typen fassen bestimmte Interpretationsschemen darüber zusammen, wie Raum genutzt werden kann und welche Bedeutung der Metapher im Internet zugemessen werden muss. Für den ersten Typ ist Wahrnehmung und Grenze wichtig, ein Raum muss zum Gespräch anregen, ist Träger von Themen. Daher spielt der Raum im Internet nur eine untergeordnete Rolle. Er ist da, ebenso real wie im materiellen Geschehen.

Für die kommunikativen, toleranten Typen hat der Raum eine kommunikative Bedeutung. Der ideale Raum ist machtfrei und unbegrenzt. Das Internet bietet eine Plattform für Mischung und Auseinandersetzung im positiven Sinn.

Die Fordernden stellen den Raum über die anderen Nutzer her. Ist er von gleichgesinnten wenigen Menschen besiedelt, so ist er einem Privatraum ähnlich. Im öffentlichen Raum erwartet dieser Typ Struktur und Ordnung im Sinne von Platzanweisung. Die grenzenlose, hierarchiefreie Kommunikation ist nicht unbedingt

erwünscht. Eine im Rahmen dieser Arbeit leider nicht zu bestätigende These ist, dass besonders Aufsteiger diesen Typus bilden. Die Steuernden sind eher Nutzer von Raum als steuerndes Element. Die Metapher im Netz ist eigentlich nicht nötig und wird sich daher auch nicht halten, so ihre Auffassung. Virtuelle Räume haben für die steuernden Nutzer keine so großen Rätsel. Sie bedienen software und strukturieren Diskussionen damit, so sind hier die Grenzen und Möglichkeiten der virtuellen Umgebung klarer als für reine Nutzer.

7

Zusammenfassung und Fazit:

Das Internet wird als öffentlicher Raum erschlossen. Die Funktion des internetgestützten Bürgerforums verspricht dabei mehr Chancen für demokratische Prozesse. Doch Raummetaphern helfen, das Internet als sozialen Raum der Ungleichheit zu institutionalisieren. Dieser Institutionalisierungsprozess geht aktiv von den Nutzern des Internet aus, unterscheidet sich aber durch die fehlende Materialität in der Auswirkung auf strukturelle Fixierung. Ein Forum für Bürgerbeteiligung unterliegt daher immer wieder neu dem gleichen Institutionalisierungsprozess und kann nicht auf materialisierte Strukturen der Ungleichheit aufbauen. Gestaltungsaspekte können dabei sowohl der Unterstützung der bekannten Strukturen wie auch einer möglichen Form der Variation dienen.

Betrachtet man Kommunikation im Internet und den Diskurs über das Internet, so fällt auf, dass verschiedene Raummetaphern häufig gebraucht werden. Es werden „virtuelle Räume“ geschaffen, um der Gesellschaft die Möglichkeit der Mitwirkung an politischen, kommerziellen und schlicht sozialen Prozessen zu ermöglichen. Wir surfen im Internet, besuchen Foren, schreiten durch Portale, reden in chatrooms mit allen möglichen Menschen. Wir müssen Zugang finden, Schwellen überwinden, den Überblick behalten, Pfade verfolgen. Viele andere räumliche Metaphern gebrauchen wir, wenn wir über ein und innerhalb eines Mediums sprechen, das gerade den Raum zu überwinden hilft, nicht räumlicher ist als ein Telefon, den Begriff Raum also eigentlich überhaupt nicht benötigt. Daher wurde die Frage gestellt, warum sich diese Raummetaphern hartnäckig und konsequent halten, was sie bedeuten und wie sie zustande kommen.

In der Traumsymbolik gibt es das Symbol des Hauses. Es repräsentiert das Selbst mit seinen höher und tiefer gelegenen Strukturen. Im Traum kann man sich selbst in einem Gebäude betreten, sich selbst erfahren in räumlichen Strukturen. Im Traum, so könnte sagen, kann man die Trennung zwischen den Systemen aufheben. Wahrnehmung und Bewusstsein, Psyche und Emotion können in begehbarer Materie dargestellt werden. Die Metapher des Gebäudes oder einer Ansammlung von Räumen ist daher nicht von ungefähr eine starke Metapher für das Individuum, analog dazu ist der öffentliche Raum, der Platz eine Metapher für die Einbindung des Menschen in ein soziales Gefüge. Der Traum, ohne Kleidung auf einem öffentlichen Platz zu stehen, dürfte vielen bekannt sein. Er stellt das Verhältnis zur Gesellschaft dar,

man ist ihr ausgeliefert, völlig entblößt vor den Augen der anderen. Starke Metaphern haben nicht nur eine Bedeutung, sie haben auch eine Wirkung.

Es handelt sich hier also keineswegs um einen passiven Prozess des Verstehens, sondern um gestaltbildende Kraft von sinnstiftenden Vorgängen bei dem Versuch, das Internet zu beschreiben und zu erleben.

Dies führt unmittelbar zu der Frage, wozu der Mensch den Raum braucht. Stellt man sich unvoreingenommen die Frage, was Raum eigentlich ist, so kommen einem vielfältige Begriffe wie Behälter, Territorium aber auch Weltraum, Zeitraum, Zwischenraum, Freiraum, Sozialraum in den Sinn. Der Raum an sich hat also schon die verschiedensten Bedeutungen für den Mensch. Räume gibt es in den unterschiedlichsten Varianten, Erscheinungsformen und Größen. Raum begrenzt, umschließt, schließt auch aus, ermöglicht Nähe genauso wie Distanz. Dies führt unmittelbar zu der Annahme, dass Raum eine wesentliche Komponente des sozialen Lebens darstellt. Raum kann keinesfalls ein neutrales Gefäß darstellen, wenn man sich die Verwendung des Wortes Raum einmal genau anschaut. In Räumen spielt sich das ganze soziale Dasein der Menschen ab. Raum spiegelt gesellschaftliche Praxis wieder, ist Zeichenträger, soziales Gedächtnis, Basis für Verhalten. In Räumen bestätigt sich Macht, Raum wird in Anspruch genommen. Sogar bis in den Weltraum hinein werden Räume erschlossen. Sobald ein Gebiet oder ein Raum für die zivilisierte Menschheit physisch erreichbar ist, werden auch Besitzrechte verteilt, wie am Beispiel der Inanspruchnahme des Mondes und bald auch des Mars offensichtlich wird. Nun gibt es aber auch Räume,

die nicht physisch verteilbar sind. Der Cyberspace, dem Namen nach bereits als Raum bezeichnet, wird analog zu der Erforschung und Erschließung der Erde mit dem Entdeckergeist der Seefahrer in Verbindung gebracht, der Generationen von Menschen dazu trieb, Raum urbar zu machen, Grenzen des zur Verfügung stehenden Raumes zu erweitern. Man schreibt Räumen also Behältereigenschaften und die Möglichkeit zur Bewegung zu und bildet Assoziationen zu Freiheit und Macht, Glaubwürdigkeit, Position und Stellenwert. Raum ist bereits in der Bedeutung des Wortes für den Menschen sehr vielfältig. Doch gleichzeitig mit der Bezeichnung geht auch eine Wirkung des Raumes einher, die mit Erwartungen und Zuschreibungen verknüpft sind. Raum begrenzt, umschließt, ermöglicht Nähe und Distanz. Raum ist etwas, das wahrgenommen, besessen, gestaltet, verteilt und erschlossen wird. Materialität kann dabei eine notwendige Eigenschaft des Raumes sein, jedoch keine hinreichende. Den Raum als bloßes Resultat von materiellen Komponenten zu sehen, hat nicht erst durch die virtuellen Räume an Glaubwürdigkeit verloren. Raum wirkt als soziales Gedächtnis und wird durch die Syntheseleistungen seiner Nutzer hergestellt. Dieser Syntheseleistung kommt eine ganz wichtige Rolle zu, wenn man sich virtuelle Räume im Internet anschaut. Hier gibt es keine Materie, die wirken kann, aber doch die gesellschaftliche Praxis, die auch materielle Räume zu dem machen, was sie sind. Doch reicht dies aus, um Raum zu sein, dass Menschen ihn sich vorstellen oder ihn sogar wahrzunehmen glauben? Helfen wir uns mit einer Brücke, um den Konstruktionsprozess zu verstehen. Stellen wir uns den materiellen Raum vor der Nutzung durch den Menschen vor, was

gar nicht so einfach ist, da wir unsere kulturell geprägte Raum-
auffassung von der sinnlichen Raumerfahrung im gelebten Raum
gar nicht mehr trennen können. Im Sinne der ursprünglichen Be-
deutung des Wortes Raum (von: eine Lichtung frei räumen) ist
allerdings Raum stark mit der materiellen Aneignung der Natur
verbunden. Der unerschlossene Raum, Materie ohne den Nutzen
für den Mensch, ohne Formgebung durch die menschliche Hand,
jenseits der kulturellen Vorstellung von Raum wäre zweifellos mit
unendlichen Weiten verbunden, grenzenlos, beängstigend,
überwältigend groß, unheimlich. Man hätte wahrscheinlich
Angst, bei Erreichen des vermeintlichen Endes hinabzufallen. O-
der man würde sich haltlos fühlen. Wem es noch immer schwer
fällt, sich diesen Zustand vorzustellen, der helfe sich mit der Ana-
logie zum Weltraum. Mit Hilfe dieses Bildes kann man sich seiner
Unsicherheit durch Grenzenlosigkeit zumindest teilweise bewusst
werden. Grenzen ziehen bewirkt Sicherheit. Naturraum, der er-
schlossen wird, bekommt Grenzen zugewiesen, Grenzen, die den
Naturraum nicht unbedingt an sich verändern, aber doch für un-
sere Wahrnehmung. Nutzer, nach einer Beschreibung des Inter-
net befragt, benutzen auffallend häufig Begriffe, die die Impo-
sanz des Internet betonen: Riesiges Gebäude, riesiger Kommuni-
kationsapparat, riesige Dienstleistung, Informationspool, riesiger
Wissensspeicher, Mutterpflanze über Medien, Flohmarkt, Infor-
mationsquelle, Nachschlagewerk gigantischen Ausmaßes, Verwal-
ter, Internetgott, Sammelplatz für alles, Plattform, Weltbiblio-
thek. All diese Begriffe zeigen, wie groß, grenzenlos und weit das
Internet erlebt wird. Der Vergleich mit dem unerschlossenen Na-
turraum liegt nun bei der Betrachtung des Internet auf der Hand.

Auch hier beginnt eine Erschließung von Räumen durch die Nutzung. Der Wandel der Metaphern, mit denen das Internet beschrieben wird, zeigt einen Wandel der Zuweisung an. Die Meeresmetaphern (navigieren, surfen...) deuten auf ein Gefühl der grenzenlosen Weite hin, das Menschen an den Zustand erinnert, da es noch Welten auf der Erde zu entdecken gab.

Die Analogie ist mehreren Einflüssen zu verdanken. Das Internet ist materiell gesehen kein Raum oder bestenfalls ein Raum der Möglichkeiten, ein transzendentaler Ort. Offensichtlich ist es nicht die Materialität, die Räume hervorbringt. Räume haben folglich eine Funktion für uns, die nicht aus ihrer Materialität heraus zu erklären ist.

Die Dynamik des Raumkonzeptes lässt sich in den Aussagen der Befragten sehr gut erkennen. Raum und Mensch wirken aufeinander ein, stehen in einer Verbindung, die mit einer klaren Grenze nicht zu erklären ist. Die Systemmodelle brauchen demnach eine Erweiterung mit Hilfe des Raumes in diesem Sinne. Den Raum auszublenden und die Beobachtung auf die Operationen der Menschen oder auch Systeme zu richten, blendet einen wichtigen Faktor für die menschliche Gesellschaft aus. Der Raum hat wichtige Funktionen für den Menschen, die Gesellschaft. Außer der Kommunikation und Strukturierung kommt immer sehr stark die Begrenzung im Sinne von Sicherheit zur Sprache. Das operative Systemmodell könnte dies noch erklären. Raum reduziert demnach die Komplexität für das System. Die Wechselwirkung zwischen den Menschen mit dem Raum und miteinander über die Wirkung des Raumes erklärt dieses Modell nicht mehr. Das retive Systemmodell erklärt auch nur einen Teil davon,

die Wechselwirkung der Menschen aufeinander. Das Netzmodell erklärt also zumindest dynamische Beziehungen in einer Gestalt. Doch erst das topologische Systemmodell nimmt mit auf, dass Individuen sich selbst in den Raum ausdrücken können und Grenzen schaffen können. Ein interner und ein externer Ort können auf die Einzelnen einwirken. Diese Modellvorstellung erklärt also die beschriebene Wirkung von Raumfunktionen, wenn auch der Aspekt der sozialen Strukturierung, also der Rolle des Raumes für die soziale Ungleichheit noch nicht deutlich genug erfasst ist.

Die Raummetapher ist daher als Konstruktion zu begreifen, die dem materiellen Raum relativ ähnlich wirkt. So haben wir das Problem der Komplexität, für das die Raummetapher eine Lösung ist. Nun gibt es meiner Auffassung nach aber drei verschiedene Aspekte von Komplexität, die mit ganz unterschiedlichen Ansätzen zu lösen sind.

1. Ein Aspekt ist das Problem der Wahrnehmung. Die Raummetapher hilft uns dabei, uns selbst im Internet in einer geordneten Umwelt wahrzunehmen.
2. Der zweite Aspekt ist die Komplexität der Kommunikation, die sich nur an bekannten Bildern orientieren kann. Man braucht einen Anschluss, ein Verständnis von Gemeinsamkeiten, um mit anderen zu kommunizieren. Die Raummetapher hilft dabei, eine Grundlage dafür herzustellen, dass man überhaupt miteinander in Beziehung tritt. Der *geteilte Raum* stellt diese Beziehung her.

3. Der dritte Aspekt von Komplexität ist die Unterscheidung. Sozialstrukturelle Ordnungsprinzipien dienen der Abgrenzung von Gruppen in einer scheinbar ununterscheidbaren Masse der Internetnutzer. Die Raummetapher manifestiert Hierarchien, Machtverhältnisse, Gruppenzugehörigkeiten, die auch die Interaktion im Internet beeinflussen.

Sehen wir das Problem der Wahrnehmung, so ist dies auf der individuellen Ebene lösbar durch Metaphern des Raumes. Sehen wir das Problem der Interaktion, so ist die Metapher als Mittel zur Kommunikation die Lösung. Sehen wir aber zusätzlich das Problem der gesellschaftlichen Verortung, so wird Raum erst durch Sprache hergestellt.

Ich habe also in der Arbeit gezeigt, dass das Internet die Situation wiederholt, die der Mensch mit der Erschließung des Naturraums schon einmal erlebt hat. Das Internet als Ur-Raum wird demnach erst erschlossen und institutionalisiert werden. Aus dieser Perspektive ist die Untersuchung des Internet für die Soziologie doppelt interessant. Es handelt sich nämlich nicht nur um Neuland für vielerlei Forschung, was an sich schon spannend ist, sondern es kann helfen, die Institutionalisierung von Raum besser zu verstehen. Am Beispiel von Internetfunktionen in Foren, chatrooms usw. zeigen sich ähnliche Erscheinungen wie sie in materiellen Räumen abgelaufen sind, ohne dass dies noch irgendjemandem bewusst wäre. Institutionalisierungsprozesse lassen sich direkt beobachten, mit dem wichtigen Unterschied zu materiellen Räumen: In der virtuellen Fassung sind die konstruktiven Anteile ständig zu wiederholen, da die materielle Komponente

nicht da ist. Zum anderen habe ich gezeigt, dass Raum-Metaphern nötig sind, um zu kommunizieren. Raum, wenn auch in Form von Metaphern, ist notwendig, um das Internet mit wahrnehmbaren Strukturen und Grenzen zu versehen. Raummetaphern unterstützen den Herstellungs- und Institutionalierungsprozess virtueller Räume, um gesellschaftliche Interaktion zu ordnen und eine glaubwürdige Inszenierung der Nutzer zu ermöglichen. Raummetaphern dienen damit auch der sozialen Ordnung, also der Verortung in einem hierarchisierten Raum. Auch im Internet dient die Raummetapher der Konstitution der Gesellschaft. Die sinnliche Erfahrbarkeit von räumlicher Ordnung im Internet in Form von Metaphern nimmt darauf Einfluss, wie Akteure sich selbst und ihre Kommunikation erleben und wie sie sich mit der Schaffung von Raum sozial strukturieren. Ein besonderes Merkmal des Internet ist, dass die Vermischung zwischen Privatraum und öffentlichem Raum sehr viel weniger abgrenzbar ist als in materiellen Räumen.

Um es auf den Punkt zu bringen:

Wie wir gesehen haben, löst die Raummetapher drei Probleme. Die Raummetapher dient der eigenen Absicherung in einer unbekannteren Umgebung und löst so das Problem der Selbstwahrnehmung. Sie dient vor Allem dazu, dass den Menschen die Kommunikation nicht vollständig eigendynamisch erscheint. Sie brauchen die Metapher, um eine einheitliche Erfahrung hinzubekommen. Zusätzlich erfüllt die Raummetapher im Internet noch den Zweck, unkontrollierte soziale Vorgänge zu strukturieren. Der virtuelle Raum wird konstruiert, um Institutionen zu implementieren. Die

Interaktion soll geregelt sein, die Möglichkeit bieten, mit Nähe und Distanz, Öffentlichkeit und Ausschluss zu spielen. Die Angst vor dem Chaos der Institutionslosigkeit ist sicher nicht unbegründet. So sollte man sich einmal vorstellen, dass es keinerlei Regeln für das Zusammenleben von Menschen gäbe. Ohne Institutionen geht es nicht. Doch bleibt zu fragen, ob es immer die gleichen sein müssen. Alte Strukturen können durchaus dekonstruiert werden. Der Raum ist ein aktives Wirkungsfeld, aber nur aufgrund der aktiven Individuen, die ihn gestalten und herstellen. Das Internet bietet genauso wie materieller Raum, der neu entdeckt wird, die Chance zu neuen sozialen Formen. Die Spezialität des virtuellen Raums ist noch, dass das soziale System topologisch aufgebaut ist, was im Grunde eine gute Voraussetzung für demokratische Prozesse darstellt. Die Anbieter solcher Räume haben zusätzlich viel Gestaltungsspielraum, um gewisse Effekte technisch und visuell zu unterstützen. Da außerdem noch Anonymität herrscht, gibt es keinen in der Natur der Sache liegenden Grund dafür, diese Chance zu mehr Egalität nicht wahrzunehmen. Tatsache ist, dass die Menschen ihre inkorporierte Sozialstruktur in den idealen öffentlichen Raum des Internet mit hineinnehmen und so ihre Möglichkeiten noch nicht nutzen. Auch der virtuelle Raum wird auf diese Weise hierarchisiert und im Sinne der üblichen gesellschaftlichen Praxis erschlossen, dies sogar noch subtiler als in der materiellen Welt. So wird schließlich auch der virtuelle Raum ein Territorium, an dem sich Macht bestätigt. Das, was den virtuellen Raum von dem materiellen Raum unterscheidet, ist, dass die Aneignung nicht materialisiert werden kann. Die Machtverhältnisse müssen bislang immer wieder neu

definiert werden. Es gibt keine Möglichkeiten, durch sichtbare materielle Ordnungen vorzustrukturieren. Niemand kann sich materiell ausgegrenzt fühlen, dadurch, wie sich Gruppen im Raum platzieren. Es kann niemand überschrien werden. Gruppen können keine materiell sichtbare Form demonstrieren. Eine kommunikative Herstellung derselben gruppenspezifischen Effekte erfordert viel mehr Aufwand und ist schwer durchzuhalten. Der Mensch teilt sich selbst in Gruppen ein. Neue Räume werden dazu benutzt werden, Strukturen zu reproduzieren und zu verkörpern, selbst wenn sich dies nur im Kopf der Nutzer abspielt. Doch aus der Perspektive des social constructionism ist das auch der entscheidende Ort. Im virtuellen Bürgerforum sind die viel subtileren Formen der Ausgrenzung trotzdem möglich. Wie immer bei der Aneignung von neuen Medien gibt es den Effekt des Erlernens der Möglichkeiten. Die anfangs auftretenden Defizite werden so relativ bald ausgeglichen. Der einzige Haken bei der Sache ist womöglich, dass das Internet eine unendliche Fülle von Räumen möglich macht, die keinen materiellen Platz beanspruchen. Verhaltensweisen können schlecht fixiert werden. Die Institutionalisierung verläuft immer wieder neu. Spielregeln gibt es zwar und sie nehmen auch zu, doch ihre Bestätigung muss stärker als in materiellen Räumen durch die Nutzer erfolgen. Virtuelle Räume sind potenziell unendlich. Das Internet leidet nicht unter *Raumknappheit*. Der Versuch, Grenzen herzustellen, kann also nie vollständig gelingen. Es bleibt eine topologische Mitte. Womöglich spielt der Raum für die Selbstwahrnehmung immer eine Rolle, aber vielleicht hat die Wechselwirkung zwischen Metapher und dem beschriebenen Ding auch irgendwann eine Wirkung.

Die neuen Möglichkeiten des Internet können auch das Raumnutzungsverhalten im materiellen Raum beeinflussen. Die Wahrnehmung von materiellen Räumen beginnt sich bereits in diese Richtung zu verändern. Das Spiel kann also immer wieder beginnen und das bedeutet: neues Spiel – neues Glück.

8

Ausblick und weiterer Forschungsbedarf

Die Erforschung des Raumes in der Soziologie ist nicht nur äußerst spannend sondern auch sehr fruchtbar für die Zusammenhänge zwischen Individuum und Gesellschaft, für die Bedeutung von Strukturen und die Interaktion. Die Studie hat in der Anwendung der verschiedenen wahrnehmungstheoretischen Zugänge, der Metaphertheorie und der modernen Systemtheorie belegt, dass hier neue Wege der Erkenntnis beschritten werden können. Die Methode der qualitativen Interviews scheint mir ausbaufähig. Die Verknüpfung mit Experimenten, wie in der Kommunikationswissenschaft häufiger angewendet erhöht die Sensibilität der Befragten erheblich. Die raumsoziologische Analyse des Internet hat nun zwei Dinge offenbart. Sie hat Vorgänge der Wahrnehmung und Strukturierung zu Tage gebracht, die in der materiellen Welt nicht mehr bewusst wahrgenommen werden und sie hat die Relevanz des Raumes für alle sozialen Prozesse sichtbar gemacht. Die Privatisierungstendenzen und zunehmende Kontrolle über virtuelle Räume ermöglichen vielleicht Sicherheit und geschützte Räume, doch nicht unbedingt Entwicklung. Die Vorzüge des öffentlichen Raumes liegen in der Mischung, der Konfrontation und der konstruktiven Auseinandersetzung. Die Auseinandersetzung

mit dem Thema Raum im Internet hat gezeigt, dass der Unterschied zwischen privaten und öffentlichen Räumen sehr viel verwischter ist als in der materiellen Welt. Womöglich führt dies auch dazu, dass das individuelle Selbst, sofern eines existiert auch stärker mit einem gesellschaftlichen Kollektiv vermischt wird. Dies wäre eine interessante Forschungsfrage für die Zukunft. Die Analyse hat außerdem gezeigt, dass Raum im Sinne Bourdieus eine starke Metapher für das Soziale ist. Der Raum symbolisiert nicht lediglich die soziale Struktur der Gesellschaft, er verfestigt sie zusätzlich für die Wahrnehmung der Menschen. Auch im Internet spielt der Raum als Metapher eine wichtige Rolle. So sollten weitere raumsoziologische Studien des Internet in speziellen Zusammenhängen folgen, um weitere Erkenntnisse auch für die Gestaltung von Internetangeboten zu erlangen. Im Anhang finden sich einige aus den in dieser Arbeit thematisierten Theorien und Erkenntnissen abgeleiteten Vorschläge zur Gestaltung von Bürgerbeteiligungsräumen.

9 Anhang: Gestaltungskriterien für die internetgestützte Bürgerbeteiligung:

Forschungsergebnisse haben gerade in der Kommunikationswissenschaft häufig einen Anwendungsbezug, was bedeutet, dass man die Erkenntnisse in die Umsetzung der Mediengestaltung einfließen lässt. Im Folgenden sind daher thesenartig Anforderungen an die Gestaltung internetgestützter Bürgerbeteiligungsforen formuliert, welche sich aus der rezipierten Literatur und den Erkenntnissen aus den Befragungen ableiten. Eine Übersicht fasst diese stichwortartig zusammen und zeigt zusätzlich Umsetzungsbeispiele auf, die als Anregung dienen sollen, über weitere Anwendungsbeispiele nachzudenken.

Hiernach sollten Beteiligungsräume:

- überraschen für die Zugangssituation, um die Aufmerksamkeit der Nutzer zu bekommen und zum Mitmachen zu motivieren
- den Nutzwert für die Einzelnen betonen, emotionale Beteiligung herstellen
- Das Thema sollte mit der Farbe in Einklang stehen und assoziativ in Verbindung gebracht werden können.
- Der Beteiligungsraum sollte schematisch nach den Wahrnehmungsgesetzen gestaltet sein für die Phase des Kennenlernens, Erwartungen der Nutzer erfüllen, kognitive Beteiligung erzeugen.
- Nach dem Prinzip des Hypertext sollte das Konzept verschiedene Vertiefungsstufen für die kognitiven Voraussetzungen bieten

- Die Auswahl der Funktionen muss nutzerfreundlich für alle Selektionstypen sein. Das bedeutet die Auswahl muss habituell, zufällig, emotional, analytisch und reflektiert möglich sein. (Bilder und Symbole kombiniert mit Überschriften an der gewohnten Stelle)
- Möglichkeiten der Selbstrepräsentation und Interaktion bieten (Dialog, Antwortfunktion) um auch soziale Realität zu erzeugen (etwa unterschiedliche Räume für verschiedene Nutzergruppen)
- Die Benutzeroberfläche sollte im Hintergrund bleiben, alle Interaktionsformen leicht zugänglich und begreifbar machen, ohne aufdringlich zu sein.
- Der Raum sollte nach den Gestaltungskriterien eines idealen demokratischen Raumes folgende Funktionen bieten:
 1. nicht langweilig sein, zu Kommunikation anregen (Bilder mit Aufforderungscharakter, prägnante Informationen zum Thema bieten)
 2. die Beteiligung und den Nutzer aufwerten (Farbe, direkte Ansprache, gut aufbereitete Informationen ect.)
 3. das Prinzip der leeren Mitte erfüllen jeder kommuniziert in die Mitte- Hierarchien der Anordnung vermeiden oder nur zeitweise ermöglichen (Beiträge nicht werten, thematische Verknüpfungen anstreben, Bezüge zwischen den Nutzern herstellen, eventuell Beschränkung des Umfangs...)
 4. Rückzugsmöglichkeiten, Gruppenbildung erlauben, verschiedenen sozialen Gruppen etwas bieten (Struktur und Orientierung für die Nutzung)

5. Der Raum soll unterstützen ohne aufdringlich zu sein. (Nicht zu voll und nicht zu leer

10

Literatur

Ahrens, Daniela 2004: Internet, Nicht-Orte und die Mikrophysik des Ortes in: Budke, Alexandra et al., 2004: Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft, Stuttgart, Franz Steiner, S. 163-178

Barloewen, Constantin von, 1998: Der Mensch im Cyberspace, München, Diederichs

Baym, Nancy K., 2003: Vom Heimatdorf zum Großstadtdschungel: Die Urbanisierung der On-Line Gemeinschaft in : Thiedecke, Udo: Virtuelle Gruppen, Opladen/Wiesbaden. Westdeutscher Verlag, S. 292-312.

Beck, Klaus, Schweiger, Wolfgang & Wirth, Werner (Hrsg.) 2004 Gute Seiten - schlechte Seiten. Qualität in der computervermittelten Kommunikation (Reihe Internet Research, Band 15). München: Reinhard Fischer

Becker, Barbara, 2003: "Hello, I am new here" Soziale und technische Voraussetzungen spezifischer Kommunikationskulturen in virtuellen Netzwerken in Thiedecke, U.: Virtuelle Gruppen : Charakteristika und Problemdimensionen, S. 113-133, Opladen, Westdeutscher Verlag

Becker, Cornelia, 2002: Das Dilemma des Ermessensspielraums- Der Entscheidungsalltag von Finanzbeamten organisationssoziologisch betrachtet, Darmstadt, Eigenverlag

Bickenbach, Matthias u. Harun Maye, 1997 in: Gräf, Lorenz: Soziologie des Internet, Frankfurt a. Main, campus, S. 80-98

Bourdieu, Pierre, 1991: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum in: Stadt-Räume / Martin Wentz (Hrsg.). - Frankfurt/New York :

Campus Verl., S. 35-43

Bourdieu, Pierre, 2002(1997): Das Elend der Welt, Konstanz, UVK

Brill, Andreas, 2003: Paradoxe Kommunikation im Netz: Zwischen Virtueller Gemeinschaft, Cyberspace und Virtuellen Gruppen in: Thiedecke, U.: Virtuelle Gruppen: Charakteristika und Problemdimensionen, S. 94 -112, Opladen, Westdeutscher Verlag

Budke, Alexandra et al., 2004: Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft, Stuttgart, Franz Steiner

Burr, Vivien, 2003: Social Constructionism, London, New York, Routledge

Collins, M. P.1992: Flaming: The Relationship Between Social Context Cues and Uninhibited Verbal Behaviour in Computer-Mediated Communication. Online-Dokument

URL <http://star.ucc.nau.edu/~mauri/papers/flames.html>. vom 14.9.1997

Debatin, Bernhard, 1995: Die Rationalität der Metapher, Berlin, de Gruyter

Döring, Nicola, 1999: Sozialpsychologie des Internet, Göttingen, Hogrefe

Döring und Schestag, 2003 in: Udo Thiedecke : Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen, S. 313-355, Opladen, Westdeutscher Verlag

Dollhausen, Karin und Josef Wehner, 2003: Virtuelle Bindungen - Überlegungen zum Verhältnis von sozialer Integration und neuen elektronischen Medien in: Udo Thiedecke : Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen, S. 74-93, Opladen, Westdeutscher Verlag

Ellrich, Lutz, 2002: Ego Shooters Container. Raumkonstruktionen im elektronischen Netz in: Maresch, Rudolf: Raum Wissen Macht, Frankfurt

a. Main, Suhrkamp, S. 92-116

Faßler, Manfred, 2001, Netzwerke, München, Fink-Verlag

Ferenz, M. und C. Rule, 1999: Rulenet. An Experiment in Online Consensus Building in: Susskind, L: The Consensus Building Handbook, Thousand Oaks, Sage Publications, S.879-899

Fietkau, Hans-Jürgen, 2000: Psychologie der Mediation. Lernchancen, Gruppenprozesse und Überwindung von Denkblockaden in Umweltkonflikten, Bonn, Deutscher Psychologen Verlag

Flick, Uwe, 1996 Qualitative Forschung : Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt

Foucault, Michel, 1974: Die Ordnung des Diskurses, München, Hanser
Friebertshäuser, Barbara, 1997; Annemarie Prengel (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in den Erziehungswissenschaften. Weinheim, Juventa

Fuchs, Thomas, 2000: Leib. Raum. Person. Stuttgart, Klett Cotta

Funken, Christiane und Martina Löw, 2002: Ego Shooters Container. Raumkonstruktionen im elektronischen Netz in: Maresch, Rudolf: Raum Wissen Macht, Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 69-91

Gergen, Kenneth, 2002: Konstruierte Wirklichkeiten, Stuttgart, Kohlhammer

Gosztonyi, Alexander, 1976: Der Raum, Freiburg, München, Karl Albert Leithäuser, Thomas & Volmerg, Birgit (1979). Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren. Frankfurt/M., Suhrkamp

Große Hüttmann, Martin, 1996: Das Subsidiaritätsprinzip in der EU-eine Dokumentation, Tübingen, Occasional Paper Nr.5, Europäisches Zentrum für Föderalismusforschung

Hacket/Mutz 2003: Empirische Befunde zum bürgerschaftlichen Engagement. Aus Politik und Zeitgeschichte (B 9/2002); unter: Bundeszentrale für politische Bildung: <http://www.bpb.de/files/OPNSAK.pdf> (16.2.04)

Hamedinger, Alexander, 1997: Raum, Struktur und Handlung, Frankfurt a. M., campus

Hammond, A. M., 2001: How to write: "Yes"? Melbourne, Victoria Publications

Heeter, Christoph 1989: Implications of New Interactive Technologies for Conceptualizing Communication. In: Salvaggio, J./ Bryant, J. (Hg.): Media Use in the Information Age: Emerging Patterns of Adoption and Consumer Use. Hillsdale, NJ., Lawrence Erlbaum Associates, S. 217-235.

Heintz, Bettina, 2003: Gemeinschaft ohne Nähe? Virtuelle Gruppen und reale Netze in: Udo Thiedeke : Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen, S. 188-220 Opladen, Westdeutscher Verlag

Heinzel, Friederike: Qualitative Interviews mit Kindern in: Frieberthäuser, Barbara, 1997; in: Prengel, Annemarie (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in den Erziehungswissenschaften. Weinheim u. München., Juventa, S. 396-413

Herrmann, T, 1991 Thesen zur Entsinnlichung von Kommunikation in Ort und –Zeit. In: Wechselwirkung Nr. 48 (S. 92-93)

Hohm, Hans-Jürgen, 2000: Soziale Systeme, Kommunikation, Mensch. Eine Einführung in soziologische Systemtheorie. Weinheim und München: Juventa Verlag

Kaufmann, Jean-Claude, 1999: Das verstehende Interview. Theorie und Praxis, Konstanz, uvk

Hülsmann, Michael, 2002: Grenzen effizienzorientierter Verwaltungsmodernisierung, Working Paper der Schriftenreihe Studien zur Managementforschung, Bremen

Husserl, Edmund, 1991: Ding und Raum, Hamburg, Meiner

Kiesler, S., Siegel, J. & McGuire T. W. 1984, Social Psychological Aspects of Computer-Mediated Communication., American Psychologist No. 39 (S. 1123-1134)

Kuhm, Klaus, 1999: Exklusionsprozesse und städtischer Raum. Plädoyer für einen Paradigmenwechsel der städtischen Armutsforschung. Bremen (= Arbeitspapiere des ZWE "Arbeit und Region").

Läpple Dieter, 1991: Gesellschaftszentriertes Raumkonzept : zur notwendigen Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse in: Stadt-Räume / Martin Wentz (Hrsg.). - Frankfurt/New York : Campus Verl. 1991, S. 35-43

Läpple, Dieter, 1991: Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, Hartmut et al.: Stadt und Raum, Pfaffenweiler, Centaurus

Latka, Thomas:

<http://www.feldakademie.de/buch/framehtml/frame.html>

(Mittlerweile erhältlich als Buch: Latka Thomas: Topisches Sozialsystem Die Einführung der japanischen Lehre vom Ort in die Systemtheorie und deren Konsequenzen für eine Theorie sozialer Systeme, Carl-Auer Systeme Verlag)

Leithäuser, Thomas & Volmerg, Birgit (1988). Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Opladen: Westdeutscher Verlag

Leuzinger-Bohleber, Marianne. und A. Garlichs, 1993: Früherziehung West - Ost. Weinheim und München, Juventa

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a.M, Suhrkamp

Lombard, M. & Ditton, T. (1997). At the Heart of it all: The Concept of Presence. Journal of Computer mediated Communication, 3(2) [Online]. Verfügbar unter: <http://209.130.1.169/jcmc/vol3/issue2/lombard.html> [18.04.2002].

Luhmann, Niklas, 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a-M. Suhrkamp

MacLuhan, Marshall, 1968: Die magischen Kanäle, Düsseldorf, Econ

Märker, O. & Trénel, M. (2003): Konfliktvermittlung in neuem Kleid (S. 7-20) in: Märker, O. & Trénel, M. (Hrsg.) (2003). Online-Mediation. Neue Medien in der Konfliktvermittlung - mit Beispielen aus Politik und Wirtschaft. Berlin: edition sigma

Märker, Oliver und Matthias Trenel, 2003: Online Mediation, Berlin, edition sigma

Maresch, Rudolf und Niels Werber (2002) (Hg.): Raum – Wissen – Macht, Frankfurt a.M.

Maturana, Humberto und Franzisko Varela, 1990: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, Bern, München, Scherz

McGrath, J.E., 1994: Groups interacting with technology. Thousand oaks, Sage Publications

Nishida, Kitaro, , 1999: Die Logik des Ortes, Darmstadt, Wiss. Buchges.

Meuser, M., Nagel, U. (1991): "Experteninterviews - vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion." In: Garz, D; Kraimer, K (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung, Opladen, Westdeutscher Verlag

Niedermaier, Hubertus und Markus Schroer, 2004: Sozialität im Cyber-

- space in Budke, Alexandra et al., 2004: Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft, Stuttgart, Franz Steiner
- Nietzsche, Friedrich, 2000 in Schlechta, Karl (Hg.): Friedrich Nietzsche. Werke, CD-ROM, Berlin, Digitale Bibliothek
- Paetau, Michael, 1997: Sozialität in virtuellen Räumen? In: Becker Barbara und Michael Paetau, Virtualisierung des Sozialen. Frankfurt, Campus, S.103-134
- Paetow, Kai und Marko Schmitt, 2002: Das Multiagentensystem als Organisation im Medium der Technik in Thomas Kron (Hg): Luhmann modelliert, Sozionische Ansätze zur Simulation von Kommunikationssystemen, Opladen, leske und budrich, S.115-174
- Pieroth, Bodo und Bernhard Schlink, 1999: Staatsrecht, Band 2 Grundrechte, Heidelberg, C.F.Müller-Verlag
- Raulet, G., 1992: Soziokulturelle Auswirkungen moderner Informations- und Kommunikationstechnologien in Frankreich, Campus, Frankfurt a. Main
- Reid-Steere, Elisabeth, 2003: Das Selbst und das Internet: Wandlungen der Illusion vom einen Selbst in Thiedecke, U.: Virtuelle Gruppen : Charakteristika und Problemdimensionen, S. 273-291, Opladen, Westdeutscher Verlag
- Rheingold, Howard, 1994: Virtuelle Gemeinschaft : soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers, Bonn, Addison Wesley
- Roesler, Alexander, 1997: Bequeme Einmischung. Internet und Öffentlichkeit. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hg.): Mythos Internet. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 171-192
- Roth, Gerhard (1997): Das Gehirn und seine Wirklichkeit, Frankfurt a.M., Suhrkamp

Roth, Gerhard (2001): Denken, Fühlen, Handeln, Frankfurt a.M., Suhrkamp

Saussure, Ferdinand de, 2001 in Bally, Charles u. Sechehaye, Albert (Hg). Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin, de Gruyter

Sheldrake, Rupert, <http://www.sheldrake.org/17.3.2005>

Schliesky, Utz, 2003: Auswirkungen des e-government auf Verfahrensrecht und kommunale Verwaltungsstrukturen, NVwZ 2003, Heft 11, S.1322-1328

Scholl, Armin (HG): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft, Konstanz, UVK

Schmidt, Siegfried, 1994: Konstruktivismus in der Medienforschung, Konzepte, Kritiken, Konsequenzen in: Merten, Klaus, Siegfried Schmidt, und Siegfried Weischenberg, Die Wirklichkeit der Medien, Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 592-623

Schmitz, Hermann, 1998: Der Leib, der Raum und die Gefühle, Stuttgart, edition tertium

Schmitz, J. & Fulk, J., 1991 Organizational Colleagues, Media Richness and Electronic Mail. A Test of the Social Influence Model of Technology Use. Communication Research No. 18/4 (S. 487-523)

Schulz von Thun, Friedemann: 2001: Miteinander reden, Band 1-3, Reinbek, Hamburg, rowohlt

Schwalm, Carola, 1998. Globale Kommunikation: Der Wandel sozialer Beziehungen durch die Kommunikation in Computernetzwerken. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag,

Selle, Klaus, 1996: Planung und Kommunikation : Gestaltung von Planungsprozessen in Quartier, Stadt und Landschaft ; Grundlagen, Methoden, Praxiserfahrungen, Dortmund, Bauverl.

- Sowinski, Bernhard (1999): Stilistik, Stuttgart, Metzler
- Stegbauer, Christian, 2001: Grenzen virtueller Gemeinschaft, Opladen, Westdeutscher Verlag
- Stegbauer, Christian, 2004: Zum Verhältnis von Zentrum und Peripherie im Internet in: Budke, Alexandra et al., 2004: Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft, Stuttgart, Franz Steiner
- Stichweh, Rudolf, 1998.: Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie, in: Soziale Systeme 4, Stuttgart, Franz Steiner, S.341-358
- Sztompka, Piotr, 1995, Politische Institutionen im Wandel, in Nedelmann, Brigitta(Hg), Sonderheft Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S.254-278
- Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften, Opladen, Westdeutscher Verlag
- Thabe, Sabine und Arne Schlechter, 2004: Ethnographische Erkundungen in virtuellen Räumen: Yonern als ironische Raum(de)konstruktion, in: Budke, Alexandra et al., 2004: Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft, Stuttgart, Franz Steiner
- Thiedecke, U. 2003: Virtuelle Gruppen : Charakteristika und Problemdimensionen, Opladen, Westdeutscher Verlag
- Thompson, L., 2002: Negotiating via information technology: Theory and Application in: Journal of social issues, Vol.58, No.1, S.109-124
- Tinnefeld, Marie-Therese und Eugen Ehmman: 1998: Einführung in das Datenschutzrecht, München, Wien, Oldenbourg-Verlag

- Trénel, M. & Hammond, A.-M. (2003). Prozedurale Steuerung in der Online-Mediation in Online-Mediation. Neue Medien in der Konfliktvermittlung - mit Beispielen aus Politik und Wirtschaft. Berlin: edition sigma, S. 105-120
- Turkle, Sherry (1995): Leben im Netz. Identität im Zeichen des Internet, Reinbek, Rowohlt
- Vernon, M.D. (1977): Wahrnehmung und Erfahrung, München, ludicum
- Walther, J. B., Anderson, J. F. & Park, D. W., 1994 Communication Research No. 21/4 (S. 460-487)
- Waschkuhn, Arno, 1995: Was ist Subsidiarität? , Opladen, Westdeutscher Verlag
- Weber, Stefan, 2002: Konstruktivismus und Non-Dualismus, Systemtheorie und Distinktionstheorie in: Scholl, Armin (HG): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft, Konstanz, UVK, S.21-36
- Wenzel, Olaf (2001): Webdesign, Informationssuche und Flow: Nutzerverhalten auf unterschiedlich strukturierten Websites, Lohmar u.a., Eulverlag
- Werber, Niels, 2004: Von der Bagatellisierung des Raums – „Neue Medien“ als „raumüberwindende Mächte“ in: Budke, Alexandra et al., 2004: Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft, Stuttgart, Franz Steiner
- Wellmann, Barry, 2003: Die elektronische Gruppe als soziales Netzwerk in Udo Thiedeke : Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen S. 134-167, Opladen, Westdeutscher Verlag
- Wertheim, Margaret (2000): Die Himmelstür zum Cyberspace. Eine Geschichte des Raumes von Dante zum Internet, Zürich, Ammann
- Winterhoff-Spurk, P. & Vitouch, P., 1989 Mediale Individualkommunikation

tion in: Empirische Medienpsychologie, 247-257

Wittenbecher, Iris, 1999, Verstehen ohne zu verstehen, Wiesbaden,
Deutscher Universitätsverlag

Woolgar, Steve, 2002: Virtual Society? Technology, Cyberbole, Reality,
Oxford, University Press

Lebenslauf

geb. am: 17.7.1969

Promotion: Disputation am Februar 2006 an der Technischen Universität Darmstadt

Seit August 2005 Dozentin an der pädagogischen Akademie Elisabethenstift

Februar 2002
bis Juni 2005: wissenschaftliche Mitarbeiterin bei sofia, Darmstadt

seit April 2002 Lehrbeauftragte an der Fachhochschule Darmstadt

Studium: 1997 – 2002 Soziologie und Pädagogik an der Technischen Universität Darmstadt
Schwerpunkt: Sozialplanung

Abschluss: Diplom Januar 2002

Berufliche Tätigkeiten als Erzieherin:

Dez.1994 bis Jan. 2002 Kinder- und Jugendheim
Haus Waldeck Traisa
z.1994 Familienkinderhof Michelstadt
bis Dez.1992 Kindergarten Vielbrunn
bis Aug.1992 Berufspraktikum in der Schülerhilfe
Weiterstadt (Hort)

Ausbildung: 1991 Ausbildung zur Erzieherin (am Elisabethenstift)
Vorpraktikum im Kindergarten Würzburg

Schulabschluss: 1988 Abitur (Edith-Stein-Schule Darmstadt)